REZENSIONEN

WIENER SLAVISTISCHES JAHRBUCH, Band 55/2009, 261–304
© 2009 by Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien

Iván Igartua, Origen y evolución de la flexión nominal eslava, Bilbao (Servicio Editorial de la Universidad del País Vasco / Euskal Herriko Unibertsitateko Argitalpen Zerbitzua) 2005, 689 S.

Dieses 2003 an der Universität des Baskenlandes als Dissertation eingereichte Werk ist in der Hauptsache eine Geschichte der Endungen der slavischen Nomina. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Entwicklung vom Urindogermanischen bis zum Ur- oder Gemeinslavischen, diesbezüglich ist die Darstellung sehr reichhaltig und informativ und erweist sich als wahre Fundgrube, was das sprachliche Material betrifft, aber auch als ausführlicher Katalog der im Laufe der Forschungsgeschichte angebotenen Lösungsvorschläge. Zur einzelsprachlichen slavischen Entwicklung und Formenvielfalt wird hingegen meist nur das Nötigste gesagt. Das Werk ist somit als Beitrag zur Erhellung der indogermanistischen Probleme bei der Herleitung der slavischen nominalen Flexionsendungen angelegt und als solcher zu würdigen.

In dieser klar indogermanistisch ausgerichteten Arbeit spielen urslavische Ansätze eine nur sehr beiläufige Rolle und scheinen keinem bestimmten Zeithorizont zugeordnet zu sein. Ohnehin ist Igartuas Realismusanspruch hinsichtlich des Urslavischen minimal, beruft er sich doch auf Henning Andersen, für den das Urslavische bloß eine „Metasprache“ ist, „devised in order to explicate the development of the Slavic languages from a common source“ (S. 91). Igartuas urslavische Ansätze sind das Ergebnis der Kombination „interner Rekonstruktion“ (er meint damit offenbar nicht die sonst so genannte Rekonstruktion der Vorgeschichte einer Sprache auf der Grundlage in ihr gegebener morphonologischer Alternationen ohne Einbeziehung von Daten aus anderen Sprachen, sondern die Rekonstruktion aufgrund des Vergleichs der slavischen Sprachen miteinander) und des Vergleichs mit anderen indogermanischen Sprachen (S. 90 f.).

Auf die einleitenden Kapitel mit Literaturverzeichnis, Angaben zu Inhalt und Umfang der Studie, terminologischen Regelungen und verschiedenen theoretischen — um nicht zu sagen: theoretisierenden — Ausführungen und Betrachtungen folgt ab Seite 98 der substanziellere Teil der Studie, die nach Stammklassen eingeteilte Besprechung der lautgeschichtlichen und morphologischen Entwicklung der einzelnen Endungen bzw. Ausgänge. Jeder Endung bzw. jedem Ausgang ist ein eigenes Kapitel gewidmet, das sich gewöhnlich über mehrere Seiten erstreckt. Die anzunehmenden oder von verschiedenen Autoren vorausgesetzten Auslautgesetze und analogischen Ausgleichsprozesse werden eingehend diskutiert. Nach der Besprechung der einzelnen Endungen gibt es wieder mehr oder weniger interessante Kapitel allgemeiner oder theoretischer Natur: Berechnungen zu den jeweiligen Prozentanteilen lautlichen und morphologischen Wandels (S. 365–374), verschiedene Aufstellungen zum lautlichen Zusammenfall von Endungen (S. 374–379), teilweise arbiträre Behauptungen zur Rolle des „Systems“ bei der Entwicklung (S. 381) u. a.

Informativ ist die Darstellung der Geschichte der slavischen Stammklassen und ihrer Fusionen mit zunehmender Dominanz des Genus als Ordnungsprinzips (S. 416 ff.), wobei die Fusion der *o*- und der *u*-Stämme besonders detailliert betrachtet wird (S. 439 ff.). Ein ganzes Kapitel ist der Entwicklung der Belebtheit gewidmet (S. 478 ff.), ein weiteres dem Numerisystem (S. 592 ff.).

Sehr zu bedauern ist, dass die Akzentologie, die doch gerade in der slavischen Morphologie eine sehr wichtige Rolle spielt, außer in ganz sporadischen, beiläufigen Hinweisen unberücksichtigt geblieben ist. Ein solcher Hinweis findet sich auf den Seiten 196 f.: „El vocativo eslavo comparte con el báltico la diferencia tanto en el acento como en la entonación con respecto a las formas de nom. sg. en los paradigmas móviles: serbocr. *žȅno* frente a nom. sg. *žéna*, lit. *gálva* frente a nom. sg. *galvà*. Esta particularidad distingue a ambos grupos del resto de sistemas i.e. (vid. Poljakov 1995: 251)“. Hier ist der Autor gleich zwei Irrtümern des von ihm zitierten Oleg Poljakov (Das Problem der balto-slavischen Sprachgemeinschaft, Frankfurt am Main 1995: 251) aufgesessen: Erstens gehört *žéna* nicht dem mobilen Akzentparadigma (c) an, sondern dem barytonierten, das durch Dybos Gesetz zum endungsbetonten Akzentparadigma (b) geworden ist und seit der neuštokavischen Akzentverschiebung die Betonung wieder auf der alten Stelle hat. Zweitens unterscheidet diese angebliche Besonderheit das Slavische und Baltische nicht vom übrigen Indogermanischen, sondern reflektiert lautgesetzlich die von Igartua selbst im vorangehenden Absatz (S. 196) erwähnte Tatsache, dass der Vokativ im Urindogermanischen außer in bestimmten Positionen betonungslos war (siehe dazu im Artikel des Rezensenten in diesem Band den § 3.).

Eigentlich sollten der „Ursprung und die Entwicklung der slavischen Nominalflexion“ heutzutage nicht mehr ohne systematische Mitberücksichtigung der prosodischen Eigenschaften der nominalen Wortformen behandelt werden. Diesem gravierenden Mangel stehen jedoch auch große Vorzüge dieses Werks gegenüber: Es beleuchtet viele Aspekte des slavischen Nominalsystems und stellt dabei gleichzeitig einen Streifzug durch die Forschungsgeschichte einschließlich der neuesten Arbeiten zum jeweils gegebenen Thema dar, so dass es einen bequemen Einstieg in all diese Themen und die jeweils einschlägige Literatur ermöglicht. Wichtig ist auch, dass Igartuas Buch zur längst überfälligen Etablierung der modernen (laryngalistischen) Indogermanistik auch im Bereich der slavistischen Handbücher beitragen wird. Hier bestand, insbesondere in der Morphologie, ja seit langem ein großer Nachholbedarf. Igartuas Werk wird jedem, der sich mit seinem Thema befasst, gute Dienste leisten; wer zu „Ursprung und Entwicklung der slavischen Nominalflexion“ kompetente, moderne und übersichtlich dargebotene erste Information sucht, wird künftig wohl zu allererst nach diesem Buch greifen.

Georg Holzer
Institut für Slawistik der Universität Wien
Universitätscampus AAKH, Hof 3
Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
georg.holzer@univie.ac.at

Helmut Keipert, Das „Sprache"-Kapitel in August Ludwig Schlözers „Nestorъ" und die Grundlegung der historisch-vergleichenden Methode für die slavische Sprachwissenschaft. Mit einem Anhang: Josef Dobrovskýs „Slavin"-Artikel „Über die Altslawonische Sprache nach Schlözer" und dessen russische Übersetzung von Aleksandr Chr. Vostokov. Herausgegeben von Helmut Keipert in Verbindung mit Michail Šmil'evič Fajnštejn (= Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-Historische Klasse, Dritte Folge, Band 276), Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2006, 137 S.

1802 sind in Göttingen die ersten beiden Bände von August Ludwig Schlözers „Nestorъ. Russische Annalen in ihrer Slavonischen GrundSprache verglichen, übersetzt, und erklärt" erschienen. Der § 18 der Einleitung zum ersten Band trägt die Überschrift „Sprache". Dieses Kapitel wurde in J. Dobrovskýs „Slavin" mit Kommentaren abgedruckt, und diese kommentierte Slavin-Fassung des Sprache-Kapitels wurde von A. Chr. Vostokov ins Russische übersetzt und von ihm seinerseits in eigenen Fußnoten mit Kommentaren versehen. Vostokovs in der St. Petersburger Filialе des Archivs der Rossijskaja Akademija nauk als Manuskript aufbewahrte kommentierte Übersetzung war jedoch bis jetzt unveröffentlicht geblieben, bis sie Helmut Keipert wegen ihrer wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung im vorliegenden Bändchen herausgegeben hat.

So wertvoll die in diesem Band enthaltenen Textausgaben auch sind, sie stellen in ihm doch nur einen Anhang dar. Weitaus umfangreicher und auch durch seine Voranstellung in den Vordergrund gerückt präsentiert sich Keiperts Kommentar zu den Texten, in dem diese im Hinblick auf verschiedene, wissenschaftshistorisch bedeutsame Fragen und Themen beleuchtet werden – oder ausgeleuchtet, wie man es angesichts der hier angewandten Gründlichkeit, Umfassendheit und Akribie besser nennen kann. Dies betrifft nicht nur Schlözers Text selbst, sondern auch dessen Bearbeitungen durch Dobrovský und Vostokov, wobei die unterschiedlichen Auffassungen dieser Gelehrten miteinander konfrontiert und diskutiert werden. Auch D. I. Jazykovs Übersetzung von Schlözers Nestor (1809) wird gelegentlich mit einbezogen.

Unter den Themen, auf die Keipert besonders und meist in eigenen Kapiteln eingeht, befinden sich unter anderen Dobrovskýs Dichtotomie der slavischen Sprachen, der Begriff des (Alt-)Slavonischen, die Herkunft und das Alter des in Russland gebräuchlichen Bibeltextes, das griechische Vorbild bei der Ausbildung der Landessprache und die in jener Zeit erwogenen Pläne bezüglich eines vergleichenden Wörterbuchs der slavischen Sprachen bzw. eines gesamtslavischen Etymologikons.

Keipert bezeichnet Schlözers „Sprache"-Kapitel als einen Beitrag „zur Einführung der historisch-vergleichenden Methode in der Slavistik" (S. 9). Was er hier „historisch-vergleichende Methode in der Slavistik" nennt, darf nicht in einem zu engen Sinn verstanden werden. Eine wissenschaftliche Methode dient einem bestimmten Erkenntnisgewinn, und dieser besteht in dem, was man gemeinhin historisch-vergleichende Sprachwissenschaft nennt, v. a. im auf Lautentsprechungen und Lautgesetzen begründeten formalen Beweis genetischer Verwandtschaft zwischen Sprachen und der Rekonstruktion von Ursprachen. Wenn es davon etwas bei Schlözer zu finden gibt, dann allenfalls in vagen Vermutungen und jedenfalls auf vorwissenschaftlichem Niveau. Auf wissenschaftliches Niveau hat die historisch-vergleichende

Slavistik wohl erst Franz Miklosich gebracht[1], wenn es natürlich auch schwer ist, hier scharfe Grenzen zu ziehen und es sich hier letztlich um eine Definitionsfrage handelt. Schlözer ging es darum, die Sprache der altrussischen Chronik zu verstehen, und zu diesem Zweck verwendet er den Sprachenvergleich. Dazu schrieb er bereits 1764: „Es ist eine bekannte Sache, daß sehr oft Wörter, die sich aus der einen Mundart gänzlich verloren haben, in der anderen noch übrig sind. […] Wieviele Wörter mögen nicht in den Chroniken vorkommen, die heutzutag kein Russe mehr versteht, die aber noch der böhmische, der polnische, der litauische, der wendische Bauer im Munde führet?“ (S. 12). Dies würde man heute vielleicht nicht unbedingt als Anwendung der historisch-vergleichenden Methode verstehen, so wichtig und richtig Schlözers methodischer Ansatz bei der Verfolgung seines Ziels auch sein mag. Und wenngleich Vostokovs Interpretation des ъ als überkurzen Vokals ähnlich dem hebräischen Schwa und dem französischen *e muet* (S. 108 f., s. dazu S. 62 ff.) bis heute die *communis opinio* darstellt und wohl richtig ist, so handelt es sich dabei doch bloß um eine „dogadka“, wie er es selbst nennt, und nicht um die Anwendung einer Methode.

Schlözer hielt die Sprache der Nestorchronik für „Slavonisch“ (= Kirchenslavisch, S. 16 f.) und das „Slavonische“ für die „Mutter“ der slavischen Sprachen, also für das Urslavische (S. 17). Hier sind immerhin schon die richtigen Fragen gestellt, wenn auch falsch beantwortet. Wenn man „Slavonisch“ durch „Slavisch“ ersetzt, ist immerhin auch richtig, dass da „war auch gewiß eine Zeit, wo nur einerlei Slavonisch geredet wurde“ (S. 26).

Nach dem achtseitigen Literaturverzeichnis beginnt auf S. 95 der „Editionsteil. Josef Dobrovskýs ‚Slavin‘-Artikel ‚Über die Altslawonische Sprache nach Schlözer‘“ und dessen russische Übersetzung von Aleksandr. Chr. Vostokov (Handschrift der St. Petersburger Filiale des Archivs der Russländischen Akademie der Wissenschaften). Herausgegeben von Helmut Keipert in Verbindung mit Michail Šmil’evič Fajnštejn.“ Auf den linken Seiten ist Dobrovskýs Version abgedruckt und auf den jeweils gegenüberliegenden rechten Vostokovs Übersetzung. Anschließend (S. 128 f.) ist auch M. Beauzées „‚Schéva‘-Artikel der ‚Encyclopédie méthodique‘“ (Schéva = Schwa) abgedruckt, der im Zusammenhang mit dem französischen *e muet* und der Aussprache des ъ zitiert wird (s. S. 63).

Die vorliegende Edition der hier gegenständlichen Texte macht diese teils erstmals, teils leichter als bisher zugänglich und wird schon alleine dadurch der Vervollständigung unseres Bildes von den Anfängen der Slavistik dienen. Keiperts Kommentare werden dabei äußerst hilfreich sein. Sie machen den Eindruck, alles Wissenswerte zu enthalten, das über dieses geistesgeschichtliche Thema derzeit in Erfahrung gebracht werden kann.

Georg Holzer
Institut für Slawistik der Universität Wien
Universitätscampus AAKH, Hof 3
Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
georg.holzer@univie.ac.at

[1] Vgl. Radoslav Katičić, Miklosich zu den Slavica in der *Vergleichenden Grammatik* von Franz Bopp, Wiener Slavistisches Jahrbuch 37 (1991) 151–159.

Reiner Eckert, Studien zur Sprache der lettischen Volkslieder. Phraseologische, lexikalische und syntaktische Probleme, Frankfurt am Main – Berlin – Bern – Bruxelles – New York – Oxford – Wien (Peter Lang) 2007, 273 S.

Es kommt vielleicht etwas unerwartet, dass ein Buch mit diesem Titel in unserem Jahrbuch besprochen wird. War doch die Wiener Slawistik seit jeher bis auf wenige ganz persönlich gebliebene Ausnahmen der baltistischen Dimension ihres Studiengegenstandes nur wenig aufgeschlossen. Das merkt man auch der ursprünglich vorzüglichen Institutsbibliothek, der heutigen Fachbibliothek für Slawistik an. Das Buch aber, das hier besprochen wird, trägt einen Titel, der ganz eng spezialistisch klingt und die Aufmerksamkeit von Slawisten, die an Baltischem nicht spezifisch interessiert sind, kaum auf sich lenken wird. Gerade deshalb hält es der Unterzeichnete, der im Rahmen seiner Forschungstätigkeit auch im Unterricht am Institut für Slawistik der Universität Wien in einer Folge von Semestern etwas Baltistik vertreten hat, für angebracht, diese Neuerscheinung den Wiener Slawisten und der gesamten slawistischen Gemeinschaft vorzustellen.

Der Verfasser, Reiner Eckert, ist eine ganz besondere Gelehrtenpersönlichkeit. Er ist deutschsprachiger Slawist, jedoch sein mehrjähriges Moskauer Studium in der auserlesenen Schule Viktor Vinogradovs, sein tiefes Interesse an Folkloresprache, der, wie er gern betont, die schulmäßige Slawistik in der Schuld geblieben ist, seine selbstverleugnende Mitarbeit an gründlich angelegten und praktisch ausgerichteten russisch-deutschen Wörterbüchern und schließlich seine tiefschürfenden Studien auf dem Gebiet der diachronen slawischen Phraseologie weisen ihn unter seinen Kollegen als einen seltenen Kenner aus.

Von eigener Bedeutung für den Slawisten Eckert ist seine gediegene baltistische Kompetenz, die zu erwerben er verstanden hat, indem er seine Moskauer Studienzeit und die dort geknüpften Verbindungen genutzt hat, um mit der Spitze der bodenständigen sowjetischen Baltistik in persönliche Berührung zu treten. Das war unter den damaligen Umständen von anderswo kaum zu bewerkstelligen. So wurde er Schüler der kompetentesten Lehrer. Man kann getrost feststellen, dass Eckert Vollblutbaltist ist, in einem Ausmaß, das außerhalb des Baltikums und der authentischen Kreise seiner Emigration schwer anzutreffen ist. Überhaupt kann man sagen, dass es Eckert als Slawisten und Philologen geglückt ist, aus dem ihm beschiedenen Standort in der DDR in aller Stille das Bestmögliche zu machen.

Eckert hat jetzt schon seit Jahrzehnten die Erforschung der slawischen Phraseologie mit der der baltischen vergleichend verbunden und ist zu einer Fülle von wertvollen Ergebnissen gekommen. Vieles davon liegt auch veröffentlicht vor. Dieses Buch ist nun so etwas wie eine Synthese, eine breit angelegte systematische Darstellung von Forschungsergebnissen auf einem bedeutenden Teilgebiet des Interessenkreises seines Verfassers. Worum es dabei eigentlich geht, hat er selbst in seinen „allgemeinen Schlussfolgerungen“ sehr genau formuliert: „Die drei Hauptabteilungen des Buches spiegeln drei Bereiche wieder, die erhebliche Schwierigkeiten für das Verstehen der Dainatexte (und dann auch ihre möglichst gute Übertragung in andere Sprachen) darstellen“ (S. 251). Damit ist schon das Wichtigste gesagt. Diese im wahrsten Sinn sprachwissenschaftliche Arbeit ist durch und durch philologisch, nicht linguistisch angelegt. Sie ist ein überaus wertvoller Beitrag zur Exegese der berühmten lettischen Dainas, kurzer Lieder, die von Frauen gesungen werden und deren mündliche Überlieferung bei einzelnen Motiven und Motivkomplexen bis auf den baltoslawischen und manchmal sogar auf den indogermanischen Zeithorizont zurückgeht.

Obwohl man immer wieder auf diese terminologische Verwendung stößt, erübrigt es sich vieleicht doch nicht, hier klärend hervorzuheben, dass es sich in diesem Buch eigentlich nicht um Sprache, nicht um das Zeichensystem, sondern um charakteristische Sprachverwendung handelt, also nicht um die Sprache lettischer Volkslieder, sondern um deren sprachliche Gestaltung. Die dialektale Vielfalt, die in ihnen in Erscheinung tritt, beschäftigt den Verfasser

wenig, um so mehr die Invarianten des dichterischen Ausdrucks. Er ist, wie schon gesagt, bemüht, zu einem besser fundierten Verständnis dieser recht eigenartigen Volkslieder zu gelangen.

In diesem Sinn behandelt er zuerst ihre Phraseologie. So beschäftigt ihn zunächst ein phraseologisches Nest – den Begriff und den Terminus hat er selbst in recht gelungener Weise eingeführt –, das von den lettischen Wörtern *sījāt* 'sieben' und *siets* 'Sieb' bestimmt ist. Mit peinlicher Genauigkeit belegt Eckert die Kontexte, in denen Wortfolgen, die ursprünglich 'jemanden durch ein Sieb sieben' bedeuten, dazu gekommen sind, den Inhalt 'jemand kritisch zu beurteilen' und sogar 'jemand vor den Leuten schlecht zu machen' auszudrücken. Nun ist diese phraseologische Bedeutung in den Dainas reichlich zu belegen. Belegt sind in ihnen auch die typischen Kontexte, in denen dieser Bedeutungswsandel vor sich gegangen ist. In gleicher Weise wie die Worte, die ursprünglich 'jemanden als Gastgeschenk mitbringen' aussagen, zur phraseologischen Bedeutung 'jemanden anlässlich eines Besuchs zu verleumden' gekommen sind. Ebenso das ursprüngliche 'jemanden die Fußbekleidung ausziehen' die phraseologische Bedeutung 'jemandem unterwürfig zu Diensten stehen' erhalten hat, um nur diese besonders einprägsamen Beispiele zu nennen. Dadurch wird dann die Entstehungsgeschichte und ursprüngliche Motivierung lettischer Phraseme verlässlich erschlossen und reichhaltig beleuchtet.

Im zweiten Hauptteil werden Wörter behandelt, die einen eigenen, eher idiosynkratischen Bedeutungswandel durchgemacht haben. So ist *balts* 'weiß' zu 'schön' und 'lieb' geworden. Viele Stellen in den Dainas können nur im Lichte dieses Bedeutungswandels richtig verstanden werden. Auf Grund seiner präzisen Hermeneutik konnte der Verfasser verlässlich feststellen, dass *pupacīte*, die lettische Benennung eines Vogels, deren Denotat bisher als unbekannt galt, ganz eindeutig die Bedeutung 'Wiedehopf' hat.

Im dritten Hauptteil des Buches wird die charakteristische nominale Ausdrucksweise der lettischen Dainas reichlich belegt, genau beschrieben und gründlich analysiert. Es wird gezeigt, wie ganze wesentliche Satzinhalte durch Nomina Agentis oder Nomina Actionis ausgedrückt werden. Die Bedeutung der mit ihnen konstruierten Kasus trägt dann die Bedeutungsstruktur der Gesamtaussage, indem sie auch abhängigen Nebensätzen entspricht. Vor allem sind es der subjektive und der objektive Genitiv, der possessive Dativ und der Instrumental begleitender Umstände in seiner temporalen und in seiner kausalen Schattierung. Typologisch deckt sich das haargenau mit dem nominalen Stil des intellektuellen Sanskrit, obwohl es in diesem Fall überhaupt nicht gelehrt, sondern volkstümlich spontan ist. Ohne sich damit behände auszukennen, kann man viele der Lieder gar nicht verstehen. Ihr Sinn bleibt dunkel. Daher ist der Beitrag des Buches auf diesem Gebiet von besonderem Wert für jeden, der sich mit lettischer Volkslyrik befasst.

Es ist der Kontext, worauf der Verfasser immer sein Augenmerk richtet. Ohne diesen zu beachten, könnte er nicht zu seinen höchst bemerkenswerten Ergebnissen kommen. Dieser Kontext ist dabei sehr weit und auch mehrschichtig angelegt. Zunächst ist es der Kontext der behandelten Wortfügung, dann der des ganzen recht kurzen, meist vierzeiligen Liedes, dann aber auch der Kontext aller seiner aufgezeichneten Varianten, der sich für die Erfassung und Exegese der mündlichen Überlieferung immer wieder als entscheidend wichtig erweist, und schließlich der Kontext des Motivs in den Liedersammlungen. Hier ufert das Material aus, weil lettische Dainas in überaus großer Zahl aufgezeichnet worden sind. Man kann jedoch sagen, dass Eckert auf diesem Gebiet das Menschenmögliche erreicht und über eine gute Übersicht verfügt. Bewusst und mit gutem Grund hat er sich aber auf die Bereiche beschränkt, in denen er einwandfrei gesicherte Ergebnisse vorlegen konnte.

Der Horizont dieser Forschungen ist in recht angemessener Weise weit angelegt. Konzentriert auf den Sprachausdruck der lettischen Dainas, der, so sehr er für die lettische Schriftsprache von Bedeutung sein mag, keineswegs mit dieser gleichgesetzt werden kann und für den sich in der Lettonistik die Benennung "Dainalettisch" eingebürgert hat, berücksichtigt der

Verfasser immer auch das Litauische, vor allem ebenfalls seine Folkloreliteratur, und das Slawische, wo immer sich relevante Übereinstimmungen ausmachen lassen. Neben dieser baltoslawischen Dimension unterlässt er es nicht, indogermanische Ausblicke mit einzubeziehen, wo immer sich solche auftun. Deshalb ist sein Werk auch für Slawisten unumgänglich und soll daher hier ihrer Beachtung empfohlen werden.

Die Belege relevanter slawischer Entsprechungen stammen ausschließlich aus dem altrussischen Schrifttum und der ostslawischen Folklore. Nur ganz ausnahmsweise wird ein südslawischer Beleg gebracht. Es war mir auch nicht möglich, mich aus dem Stegreif an weitere südslawische Belege zu erinnern. Das bedeutet natürlich nicht, dass solche mit einiger Mühe nicht aufzutreiben wären, doch besteht kein Zweifel daran, dass das Bild, das Eckert uns zeigt, im Großen und Ganzen der Wirklichkeit entspricht. Die baltisch-slawischen Entsprechungen, die er belegt, dürften daher nicht die alten sein, die bereits zwischen dem ursprünglichen Baltischen und Slawischen bestanden, sondern eine jüngere areal bedingte Erscheinung darstellen, die nur das Ostslawische erfasst, das aber schon seit sehr alten Zeiten.

Ohne die Forschungsergebnisse von Eckert versteht man z. B. nicht, dass im russischen Lied die Worte ситы–рашоты доставала / мамкину волю россивала von einem kritischen Überprüfen des Willens der Mutter sprechen, oder dass, wenn in der altrussischen Chronik berichtet wird, die Fürstentochter hätte, gefragt ob sie Vladimir, den Großfürsten von Kiew, heiraten wolle, geantwortet: Не хощу розути робичича, dies bedeutet: ‘Ich will nicht dem Sohn einer Magd als Ehefrau gefügig zu Diensten stehen’. Man versteht ohne Eckerts Ergebnisse auch nicht, was die von Dal’ in seinem Wörterbuch verzeichnete, in St. Petersburg gebräuchliche freundliche Anrede von Käuferinnen seitens der Verkäufer und Hausierer белая барыня eigentlich bedeutet. Auch der in der russischen Folklore belegte Ausdruck приведенье мое für ‘Braut’ wird erst im Lichte der für die lettischen Dainas charakteristischen nominalen Ausdrucksweise richtig verständlich.

Es kann somit kein Zweifel bestehen, dass dieses höchst kompetent verfasste baltistische Buch auch von Slawisten beachtet werden muss, soweit diese ihren Gegenstand wirklich *lege artis* behandeln wollen. Deshalb war es auch sinnvoll, es hier einer slawistischen Leserschaft vorzustellen. Nicht weniger angebracht ist es jedoch hervorzuheben, dass sich dieses Buch mit seinen im integralen Wortlaut angeführten Texten, den genau durchdachten oft mehrschichtigen Übersetzungen, seinen richtig bemessenen und gewissenhaft ausgeführten exegetischen Bemerkungen, obwohl es nicht so gehalten ist, hervorragend als Einführung in das Studium lettischer Dainas eignet. Für den Verfasser dieser Rezension war es eine höchst willkommene Bekräftigung und Vertiefung der eigenen zaghaften Versuche auf diesem Gebiet. Obwohl es kein Handbuch sein will, stellt es sich doch nicht zuletzt dank seiner übersichtlichen Gliederung für jeden, der sich in die mündliche Überlieferung lettischer Dichtung einarbeiten will, dem großartigen lettisch-deutschen Wörterbuch von K. Mühlenbach, redigiert, ergänzt und fortgesetzt von J. Endzelin, jetzt in zweiter und unveränderter Auflage, Chicago 1955, und der schwer zu übertreffenden Lettischen Syntax (Die Dainas) von A. Gāters, jetzt herausgegeben von H. Radtke, Frankfurt am Main etc. 1993, als unumgängliches Hilfsmittel zur Seite.

Es ist in hohem Grade wünschenswert, dass ein Slawist zumindest ein wenig baltische Folkloreliteratur im Urtext kennenlernt. Deshalb ist das Buch von Reiner Eckert auch in diesem Sinn für Slawisten wichtig.

Radoslav Katičić
Institut für Slawistik der Universität Wien
Universitätscampus AAKH, Hof 3
Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
radoslav.katicic@univie.ac.at

Paul Suter, Alfurkan Tatarski. Der litauisch-tatarische Koran-Tefsir (= Bausteine zur Slavischen Philologie und Kulturgeschichte. Neue Folge. Reihe A: Slavistische Forschungen. Bd. 43), Köln – Weimar – Wien (Böhlau) 2004, 555 S.

Wie man in der an den Beginn gestellten Danksagung erfährt, wurde an der vorliegenden Zürcher Dissertation länger als fünfzehn Jahre gearbeitet, bevor sie eingereicht und dann für den Druck vorbereitet wurde. Dies verwundert nur zum Teil, wenn man in Betracht zieht, welch großen Kenntnisstand man mitbringen muss, um sich mit einem Thema wie dem vorliegenden ernsthaft zu beschäftigen; andererseits weckt es auch ganz besondere Erwartungen. In dieser Besprechung können lediglich einige allgemeine und die slavistischen Gesichtspunkte des Buches erörtert werden, während die nicht minder wichtigen orientalistischen Aspekte von anderen zu beurteilen sind.

Das Buch setzt mit einer Einleitung ein, in der sehr knapp Grundlegendes über die litauischen Tataren dargestellt wird, bevor bedeutend eingehender allgemeine Fragen der Kitabistik besprochen werden. Auffällig ist hier, dass eher lapidar davon die Rede ist, dass die litauische Sprache neben dem Polnischen und dem „Weißrussischen" „in relative Bedeutungslosigkeit" (S. 2) abgesunken sei, während das Litauische doch gerade in der Reformationszeit einen besonderen Aufschwung nahm. Aus slavistischer Sicht ist fernerhin klar, dass die so genannte „westrussische Kanzleisprache" nicht auf das Weißrussische reduziert werden kann – wenngleich dies im konkreten Bezug auf die litauischen Tataren weniger ins Gewicht fallen mag. Bemerkenswert ist, dass in den litauisch-tatarischen Texten „neben den selteneren, rein weissrussischen oder rein polnischen Texten […] zumeist ein Gemisch aus beiden Sprachen, welches als weissrussisch-polnisch oder als polnisch-weissrussisch charakterisiert werden kann" (S. 10), überwiegt. Dass das Polnische im Lauf der Zeit die Überhand gegenüber dem Weißrussischen gewann, spiegelt die allgemeine Sprachentwicklung wider. Auch eine genusbedingte Sprachenverteilung lasse sich feststellen: „Die Sprache der Tefsire [der exegetischen Werke] ist das Polnische. Die dominierende Sprache in den anderen Handschriften, den *Kitaby*, ist hingegen das Weissrussische, wobei auch scheinbar polnische Texte in den *Kitaby* oft stark weissrussisch gefärbt sind" (S. 11). Wenn danach davon die Rede ist, dass sich „die Diglossiesituation" im Großfürstentum Litauen „zu jener Zeit (in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts) bereits ausgeprägt" habe (S. 12), vermisst man eine auch im Kontext dieses Buches notwendige differenziertere Sicht: Gerade in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wächst zwar die Bedeutung des Polnischen stark, aber auch das Ruthenische gewinnt einen bedeutend höheren Status, wie vor allem aufgrund der bekannten Bibelübersetzungen deutlich wird. Auf S. 17 erfährt man dann, dass es sich beim „Alfurkan tatarski" um eine polemische, ja geradezu um eine Hetzschrift eines unter dem Pseudonym *Piotr Czyżewski* schreibenden Autors handelt, die im Jahr 1616 in Wilna zunächst als „Alkoran tatarski" in polnischer Sprache erschien und danach in den Jahren 1617, 1640 und 1643 drei weitere Auflagen unter dem Titel „Alfurkan tatarski" erfuhr. Danach heißt es, dass die Tataren in Litauen am Anfang des 17. Jahrhunderts „im Besitz einer eigenen Koranübersetzung in polnischer Sprache" gewesen seien, „und das ist der wirkliche ‚*Alfurkan tatarski*', der *litauisch-tatarische Koran-Tefsir*" (S. 21). Warum aber die Leserschaft in einer eher verwirrenden Weise über den „unwirklichen" „Alfurkan tatarski" and den „wirklichen" herangeführt werden musste, wird nicht deutlich, ebenso wenig wie eigentlich letztlich das Motiv für die Wahl des Buchtitels.

Über die polnische Interlinearübersetzung dieses Textes heißt es danach, dass deren Sprache „typische linguistische Merkmale der ‚*polszczyzna kresowa*'" (S. 31) aufweise, und Letztere wird fälschlich als die Sprache, die in „den östlichen Randgebieten Polens, auf ostslavischem Siedlungsgebiet gesprochen wird" (S. 31), bezeichnet – die unvorbereitete Leserschaft sucht die östlichen Randgebiete Polens mit Recht nicht in Litauen, Weißrussland oder der Ukraine. Mit Bezug auf das 16. Jahrhundert von einer polnischen „Standard- oder Gemein-

sprache“ (S. 32) zu sprechen, gegenüber welcher sich die Polszczyzna kresowa abgehoben habe, ist im Übrigen ebenfalls problematisch, mit Bezug auf den „Standard“ aber unzulässig.

In Kapitel 2. „Textebenen der Übersetzung“ ist vor allem der Abschnitt 2.3. „Wort-für-Wort-Übersetzung“ (S. 43–55) von Interesse, in welchem man auf einige syntaktische Arabismen im Polnischen stößt. Hieran schließt sich Kapitel 3. „Orientalische Elemente in der Übersetzung“ (S. 56–71), in welchem vor allem lexikalische Arabismen, Turzismen und Persismen genannt werden. Unklar ist, warum das Adjektiv *lechkoserdny* „mit hartem /s/ und der Lautgruppe /rdn/“ (S. 67) als „ostslavisch“ geprägte Lautung interpretiert wird: Zum einen ist die Härte des *s* in der Wurzel auch ein Charakteristikum des „Gemeinpolnischen“ (vgl. modernes standardpolnisches *serce*), das wohl zu Recht gemeinhin als tschechischer Einfluss geltend gemacht wird, und zum anderen sollte die Dissimilation von *lьgъkъ* zu *lexki* nicht vorschnell als ostslavisch betrachtet werden, solange man nicht sehr genau die Situation in den polnischen Dialekten überprüft hat. Schließlich kann auch die Schreibung der Phonemgruppe /rdn/ schlichtweg auf einem morphologischen Rechtschreibprinzip ohne jegliche lautliche Aussagekraft beruhen. Kapitel 4. behandelt „Koranzitate in den Kitaby“ (S. 72–83). Kapitel 5. „Zur Quellenlage“ sollte bei der Lektüre besonders berücksichtigt werden, denn erst hier erfährt man, dass die vom Autor untersuchten Tefsir-Manuskripte ganz überwiegend erst aus dem 18. und 19. Jahrhundert überliefert sind, was ihre Sprache doch in einem etwas anderen Licht erscheinen lässt.

Kapitel 6. „Kultureller Kontext“ (S. 94–108) hätte in dem recht eigenwillig geordneten Buch wohl eher an den Anfang der Studie rücken sollen. Die Darstellung der Sprachensituation im Königreich Polen und im Großfürstentum Litauen konzentriert sich nun weiterhin mit Ausnahme einer beiläufigen Nennung Francysk Skarynas fast ausschließlich auf den Aufschwung des Polnischen und ist damit sowohl mit Hinblick auf das Weißrussische und das Ukrainische als auch mit Hinblick auf das Litauische kritisch zu betrachten. Fernerhin trifft es nicht zu, dass die Orthodoxen des Großfürstentums Litauen im 16. Jahrhundert ausschließlich „in Tradition und Stagnation“ verharrt seien. Was man insbesondere in der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Polen-Litauen antrifft, ist nichts anderes als eine echte Blüteperiode der slavischen Orthodoxie.

Kapitel 7. ist den „Spuren des kulturellen Kontextes“ (S. 109–125) gewidmet, Kapitel 8. bietet ganz eigenartig positionierte „Schlussfolgerungen“ (S. 126–134), in denen hauptsächlich eine ganz neue Frage, nämlich jene nach der Stellung des litauisch-tatarischen Tefsirs in der „Reihe der europäischen Koranübersetzungen bis zum 18. Jahrhundert“ erörtert wird. Kapitel 9. ist dann Problemen des „Schriftgebrauchs“ (S. 135–165) gewidmet, Kapitel 10. dem „Vokalismus der Handschrift“ (S. 166–215), Kapitel 11. dem „Konsonantismus der Handschrift“ (216–239). Die Kapitel 12–16 (S. 240–369) sind Aspekten der Morphologie gewidmet. Die Frage, welche Handschrift der Autor eigentlich untersucht, wenn er von der Sprache „der Handschrift“ spricht, erfordert von der Leserschaft eigenständige Recherchen, führt dann aber zum Ergebnis, dass eigentlich alle gemeint sind. Erst Kapitel 17. trägt dann den Titel „Handschriften“ (S 370–534), wobei die älteste aus dem Jahr 1725 und die jüngste vom Anfang des 19. Jahrhunderts stammt. Kapitel 18. heißt „Anhang“ und bietet zwei Textproben sowie einen abschließenden Abschnitt „Eine wichtige Spur“, in welchem eine Information über einen Hinweis von Andrzej Drozd auf polnisch- und türkischsprachige, in arabischer Schrift verfasste Glossen in einem Exemplar der Bibel von Szymon Budny eingebracht wird. Weder dem Kapitel über die Sprache noch der Edition der Handschriften werden Schlussfolgerungen hinzugefügt, die Leserschaft wird hier ein wenig im Stich gelassen. Alles, was man noch findet, ist Abschnitt 19. „Bibliographie“ (S. 541–555).

Wenn vermutlich große Teile der Leserschaft das Buch stellenweise verwirrend finden, so liegt dies vielleicht manchmal an ihnen als am ziemlich verworrenen Aufbau des Werks. Ein Kapitel wie jenes zur Quellenlage und ein weiteres zu den „Handschriften“ hätten wohl eher in die Einleitung gepasst, orientalische Elemente in der Übersetzung hätte man sich nicht un-

bedingt als ein eigenes Kapitel erwartet, wenn zuvor schon in einem anderen Kapitel mit dem Titel „Textebenen der Übersetzung“ von Arabismen in den Texten die Rede war. Nur wenige würden außerdem auf die Idee kommen, die Darstellung des kulturellen Kontexts nach der Erörterung der Quellenlage und vor einer Darstellung der Latinismen zu suchen. Schon das Verfahren des Autors, im Inhaltsverzeichnis unter den Überschriften 4. „Koranzitate in den Kitaby“ und „Schlussfolgerungen“ (welchen?) – und nur unter diesen – lose einige Stichworte zu notieren, die keine eigenen Abschnitte im Buch bilden, signalisiert die Problematik im Aufbau des Buches und in seiner Darstellungsweise. Das Werk erfordert viel Geduld. Bringt man sie auf, entdeckt man Elemente der Arbeit eines gewissenhaft arbeitenden Philologen, dem für seine Sachkenntnis Respekt zu zollen ist.

Michael Moser
Institut für Slawistik der Universität Wien
Universitätscampus AAKH, Hof 3
Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
michael.moser@univie.ac.at

Jan Lehár, Studie o sémantizaci formy, Praha (Karolinum) 2005, 164 S. [1]

Am 23. Januar 2009 wäre der Literaturwissenschaftler Jan Lehár sechzig Jahre alt geworden (er verstarb am 29. Dezember 2004). An seine Bedeutung für das Fach, vor allem für die literaturwissenschaftliche Mediävistik, aber auch an seine akademische Laufbahn haben viele seiner Kollegen in ihren Nachrufen bereits erinnert (in „Central Europe“, „Česká literatura“, „Souvislosti“, „Host“, „Revolver Revue“[2]). Das letzte Werk Lehárs, erst nach seinem Tode erschienen, war der hier besprochene Sammelband, in dem einige seiner Aufsätze veröffentlicht wurden. Der Band enthält zehn Beiträge, die in den Jahren 1981 bis 2004 erschienen sind. Den Begriff „Semantisierung der Form“ selbst erklärt Lehár als eine Gebrauchsart zur Nutzung der Form im literarischen Kunstwerk zur Mitteilung von Gedankeninhalten (zu den Anhängern dieses interpretatorischen Ansatzes gehören einige der im Buch häufiger zitierten Autoren, vor allem Roman Jakobson und Pavel Trost, ein von Lehár sehr geschätzes Vorbild).

Die meisten Studien behandeln in der Regel Werke der alttschechischen Literatur, insbesondere die bedeutendsten Literaturdenkmäler aus dem gut erforschten Kanon der bohemistischen Literaturwissenschaft. So erklärt Lehár anhand einer alttschechischen Verarbeitung der Judas-Geschichte vom Anfang des 14. Jahrhunderts, wie die angewandten dichterischen Verfahren der Amplifikation (Abschweifungen, Kommentare usw.) und Abbreviation, dichterische Reflexion der Vergangenheit sowie der Zukunft für das zeitgenössische Publikum im nachpřemyslidischen Böhmen das Schicksal des Verräters Christi – mit den Worten des Autors – „vergegenwärtigten“ und dadurch die Intention lateinischer Textvorlagen (*Legenda aurea, Historia apocrypha*) überschritten. Am Beispiel des sog. ersten *Streits der Seele mit dem Leib* (*Spor duše s tělem*), eines komplizierten, mehrschichtigen Textes, mit dem sich beinahe jeder bedeutende tschechische Literaturwissenschaftler, der sich mit der Literatur des Mittelalters beschäftigte, auseinandersetzte, widerlegt Lehár die These, dass der anonyme *Streit*-Au-

[1] Der Beitrag entstand im Rahmen der Tätigkeit des Forschungszentrums für Alt- und Mitteltschechisch, Nr. LC 546 („Výzkumné centrum staré a střední češtiny“).
[2] Siehe S. 157 der rezensierten Arbeit.

tor ein dichterisch „recht selbständiger“ Repräsentant von Ansichten des böhmischen Herrenstandes sei. Lehár zeigt, dass er eher ein durch lateinische schriftliche Kultur beeinflusster Gelehrter war, der sich an die Lehre von Thomas von Aquin (das Werk ist ein Streitgespräch zwischen zwei Teilen von einem fest verbundenen Ganzen) anlehnte und dass die überlieferte Version zu monologischem statt dialogischem Vortragen bestimmt gewesen sei. Im Falle des berühmten, mit Allusionen und Zitaten aus dem Hohelied reich ausgestatteten *Myrrhe-Bündels* (*Otep myrry*) kehrt Lehár zu der Frage zurück, ob es sich um Liebeslyrik oder um eine allegorische geistige Komposition handelt – nach sehr detaillierter Textanalyse (u. a. unter Berücksichtigung von Semantik und Metaphorik des alttschechischen Substantivs *prám* /‚Prahm‘, ‚Fähre‘/, sowie der metrischen und eufonischen Ebene des Werkes) konstatiert er einen durch und durch ambivalenten Text: im Vergleich zu anderen zeitgenössischen Bearbeitungen (*Quis est hic, qui pulsat ad ostium*) hebt er dessen Vielschichtigkeit hervor, die eine Spannung zwischen der Ebene der allegorischen, figürlichen Interpretation und der Ebene der wörtlichen Deutung schafft. In einer kurzen Studie befasst sich Lehár mit dem Exemplum über die Kupplerin und den weinenden Hund aus den *Zehn Geboten Gottes* (*Desatero kázánie božie,* enthalten in der Königgrätzer Handschrift) und macht darauf aufmerksam, dass dieses Exemplum, im Gegensatz zu den meisten bisherigen Interpretationen (Ausdruck des Humors, der Ironie des mittelalterlichen Autors usw.[3]), im Einklang mit der Ansicht Antonín Škarkas vor allem als eine beunruhigende Nachricht, nicht aber als eine primär humorvolle, komische Geschichte zu interpretieren ist. Als Richtschnur für diese Schlussfolgerung dienen Lehár inhaltliche Gegensätzlichkeit und die Art des Kontrasts in diesem Teil der *Zehn Gebote*, die zum grotesken Ausklang des wiedergegebenen Sujets führen. Lehárs präzise Arbeit veranschaulicht die vergleichende Analyse der stilistischen Variationen zweier alttschechischer Handschriften des apokryphen *Lebens von Adam und Eva* (*Život Adama a Evy*) auf der Achse vom Emotionalen zum Neutralen: Einen großen Teil der Studie bilden die untersuchten Textabschnitte und ihre lateinische Vorlagen, der Unterschied zwischen beiden Versionen ergibt sich erst als Schlussfolgerung einer detaillierten Analyse. In der Studie über (inhaltliche, motivische, idiomatische sowie rhythmische) Einflüsse der alttschechischen Poesie auf die Balladen Karel Jaromír Erbens (*Weide – Vrba, Das Bett Záhořs – Záhořovo lože* usw.) beginnt Lehár seine Ausführungen mit der Feststellung, dass Erben ein bedeutender Editor alttschechischer Texte war, und zugleich lehnt er (bei ihm eigentlich ungewöhnlich hart) manche ahistorisierende (Des-)Interpretationen von Erbens Werk, die sich nicht in ausreichendem Maße an das tatsächliche literarische Textmaterial sowie dessen Analyse anlehnen, ab. In Jan Nerudas *Ballade über die Seele Karel Borovskýs* (*Balada o duši Karla Borovského*) sieht Lehár im Rückgriff auf die Studie Stanislav Součeks von 1914[4] eine Parodie im Sinne einer heiteren (jedoch nicht spöttischen) thematischen Abänderung und findet darin eine tiefere Form- und Inhaltsstruktur, als dem Gedicht seine bisherigen, durch dessen Ausgangspunkt in der Folklore beeinflussten Interpreten von Jan Mukařovský bis Zdeněk Pešat beimaßen. In einem kurzgehaltenen Artikel betrachtet Lehár die Rolle des Hyperbatons, einer relativ exklusiven Figur, in der sonst eher schlichten Lyrik von Josef Václav Sládek: Im Gegensatz zur bloßen Hervorhebung des vorangestellten Wortes in der klassischen Rhetorik tritt bei Sládek diese Figur vor allem in Gegensatz zu den echohaften Zügen seiner Poesie. Am Textmaterial des Gedichts *Ballade* (*Balada*; in der Sammlung *Sperrangelweit – Dokořán*) charakterisiert Lehár dann die Metapher als Kernpunkt der, manchmal umstrittenen, Epizität im

[3] Besonders bei J. Hrabák, Staročeské satiry Hradeckého rukopisu a Smilovy školy, Praha 1962, S. 21.

[4] Nerudova Balada o duši Karla Borovského, Pedagogické rozhledy 27, 1914, S. 278–297, 432–436 a 574–583.

Werk von František Halas. Schließlich erklärt er in der Studie *Das tschechische Heidentum bei Vančura* (*Vančurovo české pohanství*) des Schriftstellers freien Umgang mit historischen Fakten durch dessen Überzeugung von der eigenständigen Form des Kunstwerks: Mit dem Motiv der kyrillomethodianischen Tradition leugnet Vladislav Vančura die historische Erkenntnis nicht. Im Gegensteil stützt er sich auf die dichterische Logik und seine Vorstellung von heidnischen Sagen als unbezweifelbarer Quelle der von Cosmas verarbeiteten dichterischen Tradition, die seinerzeit Záviš Kalandra durch seine Interpretierung von Cosmas' Werk gestärkt hat.[5] Vančura geht von der dynamischen Auffassung der „Ununterbrochenheit" („nepřetržitost") eines dichterischen Werkes aus, das in verschiedenen Formen diesen oder jenen Inhalt der vieldeutigen Wirklichkeit wiedergibt. Im Text ist jedenfalls keine Neigung Vančuras zu dieser oder jener Ideologie zu sehen, lediglich sein Glaube „an den Sinn der Kunst" (S. 140).

Das Buch, das auch eine von Luboš Merhaut zusammengestellte Bibliografie Lehárs enthält,[6] ist eine wertvolle Quelle detaillierter Informationen zu ausgewählten Werken der älteren tschechischen Literatur, und auch die angewandte Methodik kann als durchaus anregend bezeichnet werden. Lehár schreibt größerenteils über literarische Werke aus längst vergangenen Epochen und versucht, sie im Geiste damaliger literarischer, ästhetischer sowie semantischer Zusammenhänge zu interpretieren. Andererseits vergisst er nicht, dass er für seine Zeitgenossen, vor dem Hintergrund der Kenntnis der modernen Wissenschaft, schreibt. Er zeigt, wie viele gedankliche Konzepte der heutige Mensch mit seinen Vorfahren gemeinsam hat, sei es nun das Konzept des Grotesken, in dem sich die lächerlich wirkende Ungewöhnlichkeit mit dem Gefühl des Schreckens und der Angst mischen, oder aber die Tendenz zur immer wieder neuen Auslegung der selben vieldeutigen Wirklichkeit.

Ein großer charakterlicher Vorzug des Forschers Lehár war seine Genauigkeit in enger Verbindung mit der Fähigkeit über die Grenze eines Problems, manchmal sogar eines wissenschaftlichen Faches hinaus, zu sehen. Mit seinen Analysen belegt er anschaulich den Bedarf an gründlicher philologischer Textanalyse, zur Unterstützung seiner semantischen Deutungen bezieht er auch sehr oft vernachlässigte versologische Fragen ein. Sehr fern sind ihm vorschnelle und oberflächliche Urteile, *prima vista* vorgetragen, und ohne Kenntnis von Zusammenhängen. In Gegenteil: Mit manchen hoch gegriffenen und schwülstigen Schlussfolgerungen seiner Vorgänger sowie Zeitgenossen setzt er sich mit Noblesse, aber dennoch kategorisch auseinander. Er übernimmt auch keine oberflächlichen, ideologisch motivierten Urteile, die viele Lehrbücher im guten Glauben gerne verwenden – verwechseln diese doch die Dichtkunst mit einem Kommentar, mit oberflächlicher Illustration historischer Ereignisse. Stattdessen zeigt Lehár, dass unsere Welt nicht einfach ist und dass es in jener wunderbaren, immanenten Welt der Literatur nötig ist, Zusammenhänge auch über Grenzen einzelner Epochen hinaus zu suchen: Mehrmals verbinden sich bei ihm z. B. einzelne alttschechische Werke mit dem Werk Thomas Manns, und ihr Sinn veranschaulicht sich durch darin enthaltene Gedanken, ein andermal findet er eine Stütze für die eigenen Ansichten in den Essays Josef Čapeks oder dessen Bruders Karl. Überhaupt bevorzugt Lehár nüchterne Formulierungen und hat nicht davor Angst, seine (oder eher unsere) aktuellen Forschungsdefizite und Interpretationsschwierigkeiten zu bekennen.

---

[5] Z. Kalandra, Kosmas a Kristián o původu státu. Příspěvek k datování Kristiánovy legendy, Dějiny a přítomnost 2/1, 1938, S. 1–21.

[6] Zu korrigieren ist ein offensichtlicher *lapsus calami* ganz am Schluss des Registers (S. 163): Unter G. Zand muss Lehárs Bibliografieeintrag Nr. 72 stehen (d. h. der Sammelband zum 60. Geburtstag J. Vintrs), nicht Nr. 7.

Nicht unerwähnt bleiben darf auch, dass Lehár die Literatur offensichtlich nicht als unverbindliches Schaffen zur Ausfüllung der seelischen Leere wahrnimmt, sondern als Mittel des Autors, dem Leser das Wesentliche mitzuteilen. Ebenso verantwortlich betrachtet er unsere Wahrnehmung des literarischen Werkes; die Lektüre soll zum Verstehen des Sinnes führen, und das ist nur bei Aufwendung einer gewissen geistigen Anstrengung möglich. Diese Absicht ist im ganzen Buch sichtbar.

Zum Schluss möchten wir noch eine Bemerkung zur Bewertung von Lehárs Buch durch L. Jiroušková[7] machen: Im Widerspruch zum versöhnlichen Schlusston (*diese Zeilen sollten ... als Anregung zur Diskussion verstanden werden – nechť jsou tyto řádky vnímány ... jako podnět k diskusi,* S. 114) wirkt ihre kritische Rezension viel zu resolut und meiner Meinung nach ist sie zum Autor, der auf ihre Rezension ohnehin nicht mehr reagieren kann, manchmal[8] ungerecht. Vor allem erhebt sie (ausschließlich) bei Léhars Buch allgemeine, sich auf die verwendete Methodologie beziehende Einwände (welche Begriffe, welche Kategorien sind für einen mittelalterlichen Text adäquat? ist die Semantisierung der Form dem mittelalterlichen Text immanent?[9]): Jiroušková hat Recht, wenn sie schreibt, dass ein einzigartiger Text in eine Reihe von Kontexten eintritt, andererseits billigt sie zweifelsohne auch der neuen Literatur die gleichen Kontexte zu (Wie unterscheidet sich der mittelalterliche kodikologische Kontext vom modernen Kontext, der durch einen Almanach geschaffen wurde oder – falls ein Gedicht bzw. eine Kurzgeschichte mehrmals eingeordnet wird – durch eine Sammlung bzw. Anthologie? Ist vielleicht der Einfluss des kulturhistorischen und sozialen Kontexts auf die mittelalterliche Literatur beschränkt?). Es besteht kein Zweifel, dass Lehár sich mit solchen Fragen beschäftigte, aber seiner fachlichen Ausrichtung und seiner methodologischen Orientierung folgend, ging er davon aus (und gewiss steht er mit solcher Ansicht nicht allein), dass es nützlich ist, auch einen von diesen Kontexten „gereinigten" Text zu analysieren. In gewissen Fällen schiebt Jiroušková Lehár Standpunkte unter, die es im Buch so gar nicht gibt.[10] Für manche ihrer Einwände gibt es keine passende Lösung (Lehár arbeitet mit der einzigen Ausgabe, die zur Verfügung steht, die aber, und daran bestehen keine Zweifel, veraltet ist; heißt das dann, dass die gesamte Untersuchung auf diesem Gebiet einzustellen ist?[11] Nicht einmal die von Jiroušková vorgeschlagene Möglichkeit eine beliebige lateinische Handschrift tschechischer Herkunft zu verwenden, hätte ja eben bei der bisher nicht untersuchten Menge und

---

[7] L. Jiroušková, Sémantizace formy jako interpretace či intence?, Česká literatura 2006, S. 107–114. (In dieser primär für Nicht-Bohemisten bestimmten Zeitschrift kann ich folgenden unglaublichen orthografischen Lapsus der Autorin keinesfalls mit Stillschweigen übergehen: Genitiv Singular *otepy* auf S. 114 ist im Tschechischen wirklich nicht – und war auch niemals – gültig ...)

[8] Dabei möchten wir ihre berechtigten Vorbehalte zu manchen Studien jedenfalls nicht in Abrede stellen, z. B. zu einer gewissen Unfertigkeit der – mehr oder weniger gelegenheitlich geschriebenen – Analyse des Exempels vom weinenden Hund!

[9] Jiroušková selbst schreibt weiter unten – wiederholt! – die Semantisierung der Form „jeder weiteren (unterstrichen von P. N.) Bearbeitung oder Verwendung eines mittelalterlichen Textes" zu; es ist also nicht klar, ob sie sie auch auf den Augenblick des Werkentstehens bezieht, wo eine *intentio auctoris* kaum zu bestreiten ist.

[10] Die Parallelität betrachtet Lehár an der tschechischen und lateinischen Version des Judas-Apokryphs, nicht an Dalimil (S. 19 – vgl. *kommen wir zum Ausgangspunkt dieser Betrachtungen zurück*...und den Textabschnitt auf S. 10).

[11] Lehár selbst macht in anderen Fällen auf neuere Editionen aufmerksam, die nach der Erstfassung seiner Studien herausgegeben wurden (vgl. S. 9) – es ist offensichtlich, dass er sich der Beschränkungen in seiner Arbeit bewusst ist, die durch den damaligen Erkenntnisstand bedingt sind.

Vielfalt dieser Handschriften zu viel überzeugenderen Schlussfolgerungen geführt[12]). Andere Einwände sind hingegen ganz einfach zu beantworten: Jan Lehár vertrat eine andere Meinung als Jiroušková (nach Jiroušková stelle sich Lehár geringfügige Fragen,[13] Lehárs Charakteristiken, die er mit Hilfe der von nicht anzuzweifelnden Autoritäten eingeführten Begriffe erarbeitete, erfassen nur die Oberfläche des Textes usw.). Und vor allem: Wegen ihrer Rasanz zog Jiroušková nicht in Betracht, dass Lehár selbst offen für weitere Diskussion und Untersuchungen ist und dass ihm jedes unbegründet „Kategorienhafte" fern steht (vgl. *wenn ich gut verstehe* S. 123 usw.); er setzt jedoch bei seinen Diskussionspartnern die selbe Fähigkeit zu argumentieren voraus, mit der er selbst die Themen angeht (lehrreich ist in diesem Fall etwa die gründliche Zusammenfassung seiner Halas-„Diskussion" mit Jiří Opelík in der Fußnote auf S. 127–128, ebenso die Fußnote auf S. 112).

Aus diesem Grunde ist es vielleicht nicht übertrieben, diese Erinnerung an den tschechischen Mediävisten mit der Feststellung abzuschließen, dass Jan Lehár auch in dieser letzten Arbeit recht ehrlich und verantwortlich danach strebte „sich in dem Durcheinander der heutigen sowie früheren Welt auszukennen" (conf. S. 36) und dass er zweifelsohne manche bisher dunkle Wege wenigstens ein bisschen erhellt hat.

Petr Nejedlý
Ústav pro jazyk český AV ČR
Valentinská 1, 116 46 Praha 1, Tschechien
nejedly@ujc.cas.cz

Hinc Šewc, Rukopis Jana Cichoriusa z lěta 1663, Zažne prócowanja Kulowskich měšćanow wo hornjoserbske ewangelske nabožne pismowstwo (= Kleine Reihe des Sorbischen Instituts 9), Bautzen (Lausitzer Druck- und Verlagshaus Bautzen) 2006, 72 S.

Die vorgestellten drei Handschriften aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts befinden sich heute im Staatsfilialarchiv in Bautzen/Budyšin und stammen aus den Beständen des Landständischen Archivs der sächsischen Oberlausitz. Sie sind Teil der Arbeit der Kommission, die am 25. 3. 1691 in einer Besprechung zwischen Vertretern der Stände und M. Paul Prätorius (1650–1709) aus Neschwitz/Njeswačidło vorgeschlagen und deren Bildung am 5. 4. 1691 durch die Stände schriftlich bestätigt wurde (vgl. Mětšk 1960: 132, Anm. 34). Diese Kommission wurde zur Vorbereitung und Herausgabe evangelischer kirchlicher Schriften in obersorbischer Sprache gegründet. Diese Sprache sollte möglichst einheitlich sein und einen Dialekt repräsentieren, der von allen Sprechern des Obersorbischen akzeptiert wurde: Als P. Prätorius zu Beginn seiner Arbeit M. Frencel um Hilfe bat, erfuhr er, dass der Löbauer Dialekt „purste wendische Sprache" (S. 5 nach Röseberg 1930: 53) sei, und so änderte er Cichorius' Text, der im Dialekt von Wittichenau/Kulow verfasst ist, in den Löbau-Bautzener Dialekt (S. 9 und 66) und schuf so die erste schriftliche Form des Obersorbischen (S. 13).

[12] Außerdem fasst doch Lehár selbst zusammen, dass der unterschiedliche Stil beider untersuchten Bearbeitungen durch lateinische Vorlagen vermittelt worden ist!

[13] Man kann annehmen, dass die Frage nach der entweder richtigen, oder unrichtigen Ansicht für einen postmodernen Wissenschaftler unverdaulich sei, aber kaum könnte man einem Forscher anderer methodologischer Orientierung das Recht abstreiten, sie zu stellen.

Die Existenz dieser Handschriften ist aus der Literatur schon lange bekannt – Christian Knauth erwähnt sie auf S. 394 in seinem 1767 in Görlitz erschienenen Buch „Derer Oberlausitzer Sorberwenden umständliche Kirchengeschichte“ (vgl. Jenč 1874: 45 und S. 5) –, es war aber schwierig, sie ausfindig zu machen: H. Šewc gelang es nicht, sie für seine „Sorbischen Sprachdenkmäler des 16. – 18. Jahrhunderts“, die 1967 in Bautzen erschienen, aufzutreiben (vgl. S. 6), und man musste sie für endgültig verloren halten. Es war erst möglich, sie aufzufinden, als die Bestände der Bibliothek des Archivs der sächsischen Oberlausitz nach einer Übersiedlung neu aufgestellt werden mussten; in dieses Archiv wurden auch die Bücher des Archivs der Landstände aufgenommen, in dem K. Röseberg (vgl. Šewc 1995: 4) diese Handschriften noch in den Zwanzigerjahren sah.

Aus welchem Jahr sie stammen, ist nicht klar: H. Šewc (S. 6) hält die Angabe 1663 nicht für authentisch, da in diesem Jahr J. Cichorius, der Autor dieser Texte, seine Pfarrstelle in Osling/Wóslink antrat; das genaue Entstehungsjahr des Textes ist also nicht bekannt.

Nach H. Šewc (S. 14) ist nicht ganz auszuschließen, dass dieser Text Cichorius von einem Vorfahren aus Kulow vererbt worden ist, was bedeuten würde, dass er aus den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts stammt (vgl. S. 32). Jan Cichorius selbst wurde 1630 in Klein Särchen (heute Wulke Zdźary) bei Hoyerswerda /Wojerecy geboren und starb 1669 als Pfarrer in Osling/Wóslink (vgl. Šewc 1995: 6).

Die Handschrift mit dem Titel „Cichorianische Version der SontagsEvangelien“ ist schwer lesbar, weil sie stellenweise durch nachträgliche Korrekturen und Ergänzungen verunstaltet worden ist (S. 7).

H. Šewc (1995: 8) stellt ausdrücklich fest, dass nach dem Studium dieser Texte klar ist, dass Cichorius und nicht wie bisher angenommen M. Frencel als erster diakritische Zeichen einführte, um die Palatalität und sorbische Laute, die sich von deutschen unterscheiden, zu bezeichnen.

Das vorliegende Büchlein ist leider keine vollständige Edition, sondern es werden Textproben („Wućahi z rukopisow“ S. 35–64) vorgelegt, deren Auswahl nicht begründet wird: Die Textstellen sind jeweils in zwei Kolumnen parallel zueinander gesetzt, wobei in der linken Kolumne Texte von Cichorius, in der rechten Kolumne der entsprechende Text von Prätorius mit der Nummerierung der einzelnen Verse stehen. Die Sprache von Cichorius wird auf den Seiten 19–33 dargestellt; sie ist „umfangreichen (…) Eingriffen“ der unter der Leitung von P. Prätorius stehenden Kommission unterworfen worden, die das Ziel hatten, „den ursprünglichen Wittichenauer Dialekt durch den zentralen Bautzener und Löbauer Dialekt zu ersetzen“, was an einigen Beispielen gezeigt wird (S. 66).

Den Textstellen sind eine Einführung sowie eine ausführliche Beschreibung der Sprache des Cichorius, die mit der von J. X. Ticinus verglichen wird, vorangestellt; ihnen folgen eine deutsche Zusammenfassung des obersorbisch verfassten Kommentars zu diesen Textstellen, ein Abkürzungsverzeichnis und mehrere Fotos der Originalhandschriften.

Der Vergleich mit dem Jesuitenpater J. X. Ticinus (1656–1693) ist deshalb angebracht, weil auch er aus Wittichenau/Kulow stammte – der Vergleich seiner Sprache mit der des Cichorius leistet einen Beitrag zur historischen Dialektologie; er trat engagiert für den Katholizismus auf und verfasste die erste Grammatik des Obersorbischen (vgl. Frentzel 1993: 19–20 und Wölke 2005: 32–33).

Der Inhalt der Textstellen sind jeweils Epistel und Evangelium des ersten und des zweiten Adventsonntags und einiger Festtage – „Mariä Reinigung“ am 2. Februar auf S. 43–45 sollte man lieber mit „Lichtmess“ bezeichnen, da diese Benennung viel bekannter ist –, Teile von M. Luthers „Kleinem Katechimus“ („Haustafel“ und „Vom Amt der Schlüssel und von der

Beichte“) und auf S. 56–64 die „Historia de Chriſti Paſsione“. Der Text von Prätorius ist in Verse eingeteilt.

H. Šewc stellte diese Texte 1995 erstmals in einem Aufsatz vor[1]: Sie gehören zu den ältesten obersorbischen Quellen (vgl. S. 18), stammen aus einer Gegend, die heute vollständig germanisiert ist (vgl. S. 18), und sind ein Rarissimum, da sie aus Wittichenau/Kulow stammen, als es kurze Zeit evangelisch war: Es wurde von seiner Stiftsherrschaft, dem Kloster Marienstern, im Zug der Gegenreformation gewaltsam rekatholisiert: Die Äbtissin dieses Klosters, Dorothea Schubert, befahl den Einwohnern von Wittichenau/Kulow in einem Schreiben vom 24. 3. 1631, den Katholizismus bis zum kommenden Osterfest wieder anzunehmen, da sie sonst fortziehen müssten (vgl. S. 14–15, auch Anm. 19 und 20). In der Zeit, in der die Wittichenauer evangelisch waren, wurden 1663 Perikopen und Episteln für Festtage (80 S.)[2], die Agende mit Formularen für die wichtigsten Sakramente (80 S.) und Luthers Kleiner Katechismus (110 S.) von Jan Cichorius übersetzt. Diese Texte sind – wie im Titel der Edition vermerkt – die letzten aus Wittichenau/Kulow, die dem obersorbischen evangelischen religiösen Schrifttum zugeordnet werden können. Sie stützen auch die von H. Šewc 1997 aufgrund des Vorhandenseins bestimmter Wörter und Wortformen bei Mikławš Jakubica aufgestellte Hypothese, dass dieser seine Übersetzung des Neuen Testaments hauptsächlich in Wittichenau/Kulow vollendete.

Kritisch kann man zu dieser Edition Folgendes anmerken: Der Text der Passionsgeschichte ist nicht in Verse eingeteilt – die in ihm belegten Bibelstellen sind im Text von Prätorius nicht identifiziert. Unserer Meinung nach handelt es sich um eine Kompilation der Verse Mt 26,1–28, Mk 14,2–25 und Lk 22,1–38, die das Leiden Christi zum Inhalt haben; die Wandlungsworte stammen aus I Cor 11,25. – Die Bedeutung des Akuts auf Vokalen sowohl bei Cichorius als auch bei Prätorius ist nicht erklärt: Um ein Betonungszeichen kann es sich dabei nicht handeln, da in manchen Wörtern zwei Akutzeichen stehen. – Unserer Meinung nach sollte in der Edition (S. 37, Rm 15,9 in beiden Texten) erklärt werden, dass *mjez* zu *bjez* (hier <bes>) werden kann: Einem Sorabisten ist diese Erscheinung geläufig, jemand, der mit dem Slawischen vertraut ist und sie nicht kennt, sieht mit Befremden, dass *bjez* den Instrumental regiert. – Es ist schade, dass dieser lange verschollene Text nicht vollständig ediert ist; er ist aber schwer lesbar, wie nicht nur in der Einleitung (Zawod S. 7) zu lesen, sondern auch auf dem Foto von S. 2 der Handschrift (S. 69) zu sehen ist.

Es ist besonders zu vermerken, dass der Text des vorliegenden Werks auf Obersorbisch verfasst worden ist – S. 65–66 bieten eine deutsche Zusammenfassung.

Auch heute kann man also in der Oberlausitz noch alte sorbische Handschriften finden, die wichtige Dokumente für Sprach- und Kulturgeschichte sind (vgl. Šewc 1995: 3).

Literatur

Frentzel 1993: M. Frentzel, Postwitzscher Tauff-Stein oder christliche und einfältige teutsch-wendische Predigt von der heiligen Taufe. Ein sorbisches Sprachdenkmal aus dem Jahre 1688, Hrsg. H. Schuster-Šewc (= Mitteldeutsche Forschungen 109), Köln – Weimar – Wien

[1] Auf diesen Aufsatz gab es von G. Stone 2005 eine Antwort in einem eigenen Aufsatz, da er nicht der Meinung ist, dass Cichorius der Autor dieser Texte war; auf diesen Disput gehen wir hier nicht ein. Eine Reaktion darauf findet sich in Anm. 7 auf S. 7.

[2] Die Angabe der Seitenzahlen, die den Umfang der einzelnen Textteile anschaulich darstellen, stammt aus Šewc 1995: 5.

Jenč 1874: K. A. Jenč, Rukopisne serbske spěwarske, Časopis Maćicy Serbskeje 27, 44–58
Mětšk 1960: F. Mětšk, Der Anteil der Stände des Markgraftums Oberlausitz an der Entstehung der obersorbischen Schriftsprache (1668–1728), Zeitschrift für Slavische Philologie 28, 122–148
Röseberg 1930: K. Röseberg, Leben und Wirken Michael Frentzels, Uebersetzer des Neuen Testaments in das Wendische (Obersorbische), in: Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte 39, Dresden
Stone 2005: G. Stone, Awtor Rukopisa čo. 5609 Krajnostawskeho archiwa njeje Jan Cichorius, Lětopis 52/1, 29–47
Šewc 1995: H. Šewc, Michała Frenclowy rowjenk Jan Cichorius a jeho rukopis z lěta 1663, Lětopis 42/2, 3–29
Šewc 1997: H. Šewc, Mikławša Jakubicowy přełožk Noweho zakonja do serbšcíny z lěta 1548, Pospyt noweho hladanja na wosobinu přełožowarja a jeho rěč, Lětopis 44/2, 31–52, besonders 48–49
Wölke 2005: S. Wölke, Geschichte der sorbischen Grammatikschreibung, von den Anfängen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts (= Schriften des Sorbischen Instituts / Spisy Serbskeho instituta 38), Bautzen

Eva Maria Ossadník
Österreichische Akademie der Wissenschaften
Balkan-Kommission,
Fleischmarkt 22, 1010 Wien, Österreich
eva-maria.ossadnik@oeaw.ac.at

Miroslav Vepřek, Česká redakce církevní slovanštiny z hlediska lexikální analýzy, Olomouc (Refugium Velehrad – Roma) 2006, 218 S.

Die Monographie, die aus einer Olmützer Dissertation hervorgegangen ist, behandelt den Wortschatz der kirchenslavischen Texte tschechischer Redaktion. Wie der Autor selbst eingesteht (S. 15), ist weder die Existenz dieser Redaktion unbestritten noch ist man sich in der Forschung über die Anzahl der Texte einig, die ihr zuzurechnen sind. In den letzten Jahren ist in der tschechischen Republik ein verstärktes Interesse für diese Periode der Vorgeschichte der tschechischen Literatur und Kultur zu beobachten, in die sich auch das besprochene Werk des jungen Olmützer Slavisten Miroslav Vepřek (geb. 1978) einreiht.

Das Buch teilt sich in sechs Kapitel, worauf als separate Kapitel Literaturverzeichnis, Abkürzungsverzeichnis, Verzeichnis des Materials (s. dazu noch weiter unten) und ein Register (mit den im Text des Buchs besprochenen bzw. bloß erwähnten Lexemen) folgen.

Im Unterkapitel 1.2 „Památky českocírkevněslovankého původu“ (Die Denkmäler tschechisch-kirchenslavischen Ursprungs; S. 15–26) findet sich eine kurze Charakteristik der einzelnen Texte sowie ein Abriss der Forschungsgeschichte. Hier wird auch eine Überblickstabelle der Texte, differenziert nach Genres und nach Sicherheit der Zuordnung zu dieser Redaktion, geboten (S. 22). Eine etwas ausführlichere Charakteristik der Texte liest man auf den Seiten 23–26. Leider vermisst man Angaben über die Editionen dieser Texte. Manche in der – maximalistischen – Überblickstabelle angeführten Texte (z. B. die wahrscheinlich nicht der tschech.-ksl. Redaktion zugehörigen Viten der hll. Apollinarius, Stephan und Georg; aber auch die Wiener und Patera-Glossen) werden im Folgenden nicht mehr behandelt. Der Autor geht bei seiner Wortschatzanalyse von demjenigen lexikalischen Material aus, das im vierbändigen Prager aksl. Wörterbuch (SJS I–IV) exzerpiert wurde (Ausnahme: Gebet an die hl. Dreifaltigkeit). Er berücksichtigt also folgende Texte: Kiewer Blätter, Prager Fragmente,

Kanon zu Ehren des hl. Wenzel, Offizien zu Ehren der hll. Kyrill und Method, Gebet gegen den Teufel, Nikodemus-Evangelium, *Někotoraja zapovědь*, Evangelienhomilien Gregors des Großen, erste und zweite Vita des hl. Wenzel, Vita des hl. Veit und Vita des hl. Benedikt. Die Einbeziehung des Nikodemus-Evangeliums, dessen Herkunft in der Forschung unterschiedlich beurteilt wurde (V. unterschlägt auf S. 25 die zwei kroatisch-glagolitischen Fragmente), lässt sich vertreten, jedoch ist die Berücksichtigung der Offizien zu Ehren der hll. Kyrill und Method, deren Entstehung im 14. Jh. Vojtěch Tkadlčík 1977 erwiesen hat (dies ist auch dem Autor bekannt, vgl. S. 21), unverständlich. Das lexikalische Material dieser Texte belastet die Untersuchung unnötig und bedingt die Behandlung später Kroatismen (vgl. zu den Latinismen/Romanismen auf S. 80). Die erwähnten zwölf Texte liefern dem Autor ein Material von 1337 Lexemen (S. 29). Dies sind natürlich nicht alle in den Texten belegten Wörter, sondern (1) Hapax legomena, (2) Wörter, die in einem tschech.-ksl. Text öfter als einmal belegt sind sowie (3) Wörter, die im Prager aksl. Wörterbuch auf diese Textgruppe beschränkt sind. Eine Auflistung der drei Untergruppen bietet das Verzeichnis des Materials auf den Seiten 172–187, 187–192 und 193–196. Auf Grund der Methodik des Autors fallen alle Wörter weg, die im Prager Wörterbuch nicht verzeichnet sind (z. B. *istukanije*, *prъstьcь*; vgl. Reinhart 2000: 284–285, Fn. 56), aber auch solche, bei denen die Besonderheit in ihrer Bedeutung besteht, z. B. *besěda* 'ratio', *mlъva* 'turba', *obložiti sę* 'dare se alicui', *rěčь* 'res', *poslědьńii sǫdъ* 'jüngstes Gericht', *sǫsědъ* 'civis' und *sъkrovъ* 'conclusio' (vgl. Reinhart 2000: 248). Der semantische Bohemismus *gǫsь* 'Teil der Kelter' findet sich nur deshalb, da das Wort *gǫsь* 'Gans' in den vom Prager Wörterbuch exzerpierten Texten nicht vorkommt.

Im Kapitel 2. (Formální analýza materiálu) findet sich eine morphologische Analyse der 1337 Lexeme, darunter auch eine Analyse der Wortbildung (Unterkapitel 2.2, Vymezení materiálu z hlediska slovotvorného). Ein Manko der Analyse folgt aus der gewählten Methodik: Es werden nur die Hapaxlegomena bzw. Wörter, die im Prager Wörterbuch auf die tschech.-ksl. Texte beschränkt sind, behandelt. Dies vermindert auch die Aussagekraft der Analyse wesentlich. Außerdem finden sich nicht alle in den tschech.-ksl. Texten vorkommenden Suffixe: bei den Feminina fehlt z. B. *-ja* (z. B. *vrъzěja*, *chyža*; bei *vrъzěja* könnte auch ein komplexes Suffix *-ěja* vorliegen).

Im Unterkapitel 3.1 (Lexikální výpůjčky; S. 76–84) kommen die Entlehnungen aus dem Griechischen, Lateinischen, Germanischen und Protobulgarischen zur Sprache. V. nimmt in Nachfolge von František V. Mareš auf Grund einiger Wörter in den Evangelienhomilien an, der Übersetzer hätte Griechisch gekonnt. Dies ist sehr unwahrscheinlich. Die Calque *postavъ* 'historia; textus' (Bes VencNik) zeugt gerade von Unkenntnis des Griechischen, ist doch historia/ἱστορία nicht vom Verbum ἱστάναι 'stellen', sondern von εἰδέναι 'wissen' abgeleitet. Außerdem ist das Substantiv *didaskalьstvo* 'magisterium' auf die Hs. BesPogod beschränkt und muss nicht der ursprünglichen Übersetzung angehören. – Bei den türksprachigen Protobulgarismen hätten – es werden die Wörter *tojagъ*/*tojaga*, *brěčinъ* (sic pro *bračina*, *bračinъ*), *kapište*, *krъkyga* und *samъčii* angeführt – noch einige weitere erwähnt werden können (z. B. *bagъrъ*, *bisьrъ*, *boljarinъ*, *istukanije*, *krъčaga*, *natukati*, *sanъ*). Ganz fehlen bei den Fremdwörtern aus den Evangelienhomilien die wenigen Kroatismen (z. B. *vinika*, *grinьtavъ*, *dětь*, *moistrъ*, *moistryńi*).

Im Unterkapitel 3.3 (Etymologie vybraných slov domácích; S. 90–96) werden die Wörter *vrъzěja* 'Öffnung' (Bes), *inokostь* 'Wanderung' (Kij Bes), *sakъ* 'Habicht' (BesPogod), *terъ* 'Prätorium, Gerichtsgebäude' (Nicod), *trěšte*/*trěštь* 'Gerichtsstätte' (BesUvar), *trizněь* 'Ruhr, Dysenterie' (Bes), *trъtь*/*trьtъ* 'Schwanz' (Bes) sowie *trepetьnъ* 'zittrig' (Zap) besprochen. *vrъzěja* 'Öffnung' hängt offenkundig mit dem Verbum urslav. **verz-ti*, *vьrze-* zusammen, das nächstverwandte Wort – mit einem anderen Suffix – ist sln., kroat.-kajk. *vrzel* 'Öffnung in einem Zaun oder in einer Mauer, Loch' (vgl. Snoj 2003: 837) – Zu *sakъ* besteht jetzt ein neuer Aufsatz (Šarapatková 2006). Jedoch überzeugt die dort angebotene Etymologie des tschech.-ksl. Wortes keineswegs. Die zum Vergleich herangezogenen kroatischen Vogelbe-

zeichnungen *saketa* ‘(Purpur-)Reiher’ (vgl. auch venez.-ital. *sachèto* ‘Labrus Adriaticus, Holocentrus’, Boerio 1856/1993: 591), *saketar* ‘Circus aeruginosus; Rohrweihe’ und *sakatuša* ‘Pelikan’ sind alle sehr spät bezeugt, in den zwei ersten steckt außerdem das italienische Deminutivsuffix *-et-* (vulgärlat. *-itt-*), vgl. *saccheto* ‘Säckchen’, was eine Entlehnung in einem Werk des 11. Jh. nicht sehr wahrscheinlich macht. Ganz zu schweigen von der unwahrscheinlichen Kürzung der Endsilben. Und schließlich passt onomasiologisch die Beziehung zum Wort für ‘Sack’, die beim Pelikan wegen des sackartigen Schnabels einleuchtet, für einen Raubvogel nicht. – Für *trěšte*/*trěštь* ‘Gerichtsstätte’ (BesUvar) erinnere ich an eine vor einigen Jahren vorgeschlagene Deutung als Ableitung einer Entlehnung von lat. TURRE, also *tьr-* + Suff. *-ište* (Eichner – Reinhart 1996: 303). – Für *trъtь*/*trъtъ* ‘Schwanz’ (Bes) erwägt V. eine Verbindung mit dem Verbum **tьrǫ*, *terti* ‘reiben’. Näherliegend ist die Beziehung zu kroat., serb., sln. *trtica* ‘Bürzel’ – und bulg. *мръмка* –, die meist mit lat. *torta* verbunden werden (vgl. Furlan 2005). Furlan weist auf tschech. *třtina* ‘Rohr’ hin, bei dem eine Kreuzung des lat. Lehnwortes und des einheimischen **trьstь* (Variante zu **trъstь*) vorliegen könnte. Näher zu den westsüdslav. Wörtern sind slk. *trtáč* ‘Bürzel, Schwanzbein (bes. von Geflügel)’, bzw. slk. *trtol* ‘id.’.

Das Unterkapitel 4.3 „Srovnání s lexikem staročeským“ (S. 115–120) bringt eine Liste derjenigen unter den 1337 Lexemen, die auch im Alttschechischen belegt sind (S. 117–119: 203 Wörter) sowie eine weitere Liste mit einer Untermenge dieser Lexeme, wobei diejenigen wegfallen, die in den Wörterbüchern von Miklosich und Sreznevskij aufscheinen (S. 120: 57 Wörter). Die zwei Listen haben von bohemistischer Seite her den Schönheitsfehler, dass nur diejenigen Wörter Berücksichtigung fanden, die im Gebauerschen Wörterbuch (reicht bis zum Lemma netbalivost) und in den drei erschienenen Bänden des neuen alttschechischen Wörterbuchs (letztes Lemma ist pravý; letztes Lemma des vorläufig letzten Faszikels 26 aus dem Jahr 2008 ist při) auftreten. Leider hat es der Autor verabsäumt, das Wörterbuchmaterial des alttschechischen Wörterbuchs in Prag zu konsultieren, ja, er hat nicht einmal die kleinen alttschechischen Wörterbücher (Šimek 1947, Bělič – Kamiš – Kučera 1978), die freilich unvollständig sind, berücksichtigt. Dadurch sind keine Bohemismen, die mit den Buchstaben r-, s-, t-, u-, v- und z- beginnen, vertreten. Das heißt, dass folgende Lemmata fehlen: *prěstignǫti*, *raspačenije*, *raštesnǫti*, *rǫgota*, *strusъ*, *tainьstvije*, *udьliti*, *varovьnъ*, *zvěrę*. Aber auch sonst sind diese Listen sowohl zu umfangreich als auch nicht umfangreich genug. Zu umfangreich, weil Wörter aus den bereits erwähnten Offizien zu Ehren der hll. Kyrill und Method Aufnahme fanden (z. B. *bratrьskъ*, *nona*) oder weil die alttschechischen Äquivalente kaum zutreffen (welches tschech. Äquivalent besitzen etwa die Wörter *glupьnъ*, *gorьčьstvije*?). In der ersten Liste fehlen manche Wörter, die das Prager Wörterbuch nicht verzeichnet (s. oben) bzw. solche, die man auf Grund von Rekonstruktion gewinnt (z. B. **snětь* ‘folia’, vgl. Reinhart 2001, der Aufsatz wird auf S. 166 in der Bibliographie zitiert). Das von Vepřek gesammelte Material geht ausschließlich von den im Prager Wörterbuch verzeichneten Wörtern aus (die in den ersten publizierten Faszikeln fehlenden Lemmata wurden ergänzt). Da das Prager Wörterbuch aus den Evangelienhomilien Gregors des Großen auch Korruptelen (z. B. *polędovanije* statt richtigem *bolědovanije*) sowie mit mehr oder minder größerer Sicherheit nicht dem Archetyp des 11. Jh. angehörende Variantenlesungen der jüngeren Handschriften (z. B. *manovьnъ*, *sǫprǫdzь*, *tǫžii*, *cvětěnije*) aufgenommen hat, wirkt sich dies auch ungünstig auf die Zusammenstellungen V.’s aus.

Die zwei Listen – besonders die zweite – haben eine gewisse Bedeutung bei der Suche nach Bohemismen in den tschech.-ksl. Texten. Jedoch sind sie nicht mehr als ein erster Schritt (der Autor äußert auf S. 119 ähnliche Bedenken und führt in dem Zusammenhang die Lexeme *gruda* und *istъba* an). Veranschaulichen wir dies an einigen ausgewählten Beispielen. Das Wort *mlěčije* ‘lactuca, Salat’ der Gregorianischen Evangelienhomilien (auf S. 84 wohl nicht zu Unrecht unter den Lehnübersetzungen behandelt) ist nicht nur in dem 1975 im Katharinenkloster auf dem Sinai gefundenen Rezept belegt, sondern allgemein slavisch und nicht

dialektal beschränkt (vgl. Mareš in Bláhová – Vintr 2000: 592: „obecně slovanské“). Bei *obьdověti* ‘zur Witwe werden’ (aus der 2. Wenzelslegende) liegt ein Archaismus vor, der auch in einem einzigen Fragment der alttschech. Alexandersage belegt ist. Natürlich ist dies keine relevante Übereinstimmung, sondern die Erhaltung eines Archaismus, der für alle slav. Sprachen vorauszusetzen ist (später kam es zur Rekomposition; die unrekomponierte Form kommt z. B. in der Efremovskaja kormčaja vor: **в҃ъ объдовѣнии** – ἐν τῇ χηρείᾳ [Beneševič 1906: 491.16]). Über die behandelten lexikalischen Übereinstimmungen zwischen den tschech.-ksl. Texten hinaus sollten auch semantische Übereinstimmungen – vgl. etwa *razmyšljati* ‘zweifeln’ (Bes Nicod), *razmyšljenije* ‘Zweifel’ (Bes VencNik), *zakonъ* ‘modus’ (Bes Nicod) – stärkere Berücksichtigung finden.

Der Autor hat in etlichen Fällen die Fachliteratur bloß eklektisch angeführt. So fehlen bei der Besprechung des Nikodemus-Evangeliums die wichtigen Aufsätze von Grabar (1979, 1981), Minčeva (1985) und Ziffer (2004). Bei den Wiener oder Jagić-Glossen vermisst man eine Reihe neuerer Literatur, z. B. Murphy 1985, Schaeken 1988, Večerka 1965 und Vintr 1986.

Die Monographie Miroslav Vepřeks bietet uns wertvolle Einblicke in den Wortschatz der tschechisch-kirchenslavischen Texte. Die von ihm gewählte Materialauswahl und Methodologie bedingt aber gewisse Einschränkungen. So verursacht seine vollständige Abhängigkeit vom Material des Prager altkirchenslavischen Wörterbuchs, dass verschiedene Wörter nicht behandelt werden, außerdem bezieht er in Abhängigkeit vom Prager Wörterbuch kroatisch-kirchenslavische Texte mit ein, die nicht zur tschechisch-kirchenslavischen Redaktion gehören. Beim alttschechischen Vergleichsmaterial hat er leider nur die bisher erschienenen Faszikel des alttschechischen Wörterbuchs berücksichtigt. In Zukunft sollte auch die semantische Seite des Wortschatzes stärker berücksichtigt werden. Jedoch können seine Ergebnisse sicher als Grundlage für weitere Untersuchungen dienen.

Literatur

Bělič – Kamiš – Kučera 1978: J. Bělič – A. Kamiš – K. Kučera, Malý staročeský slovník, Praha

Beneševič 1906: Древне-славянская кормчая XIV титулов без толкований. Труд В. Н. Бенешевича, Том первый, Санктпетербург

Bláhová – Vintr 2000: E. Bláhová – J. Vintr, Hrsg.: František V. Mareš, Cyrilometodějská tradice a slavistika, Praha

Boerio 1856/1993: G. Boerio, Dizionario del dialetto veneto, Venezia (Ristampa anastatica: Firenze 1993)

Eichner – Reinhart 1996: Etymologický slovník jazyka staroslověnského, 6: klęti — kuditi, Praha 1996, Wiener Slavistisches Jahrbuch 42, 300–303

Furlan 2005: M. Furlan, tŕta I, in: F. Bezlaj, Etimološki slovar slovenskega jezika, IV. Š – Ž, Ljubljana, 238

Grabar 1979: B. Grabar, Über das Problem der längeren Fassung des Nikodemusevangeliums in der älteren slavischen Literatur, in: S. Dufrenne, Byzance et les Slaves. Études de civilisation. Mélanges Ivan Dujčev, Paris, 201–206

Grabar 1981: B. Grabar, Les fragments glagolitiques de Pazin, Cyrillomethodianum V, 130–134

Minčeva 1985: А. Минчева, Никодимово евангелие, Palaeobulgarica/Старо-българистика 9/4, 30–44

Murphy 1985: D. T. Murphy, Jagić’s “grztri”: A Reinterpretation of #30–31 of the Wiener Glosses, Die Welt der Slaven XXX (N. F. IX), 24–28

Reinhart 2000: J. Reinhart, Die Textologie der kirchenslavischen Übersetzung der Evangelienhomilien Gregors des Großen, in: C. Voß, H. Warkentin, E. Weiher (Hrsg.), Abhandlungen zu den Großen Lesemenäen des

Metropoliten Makarij. Kodikologische, miszellanologische und textologische Untersuchungen, Band 1 (= Monumenta linguae slavicae dialecti veteris, Fontes et dissertationes, tom. XLIV), Freiburg i. Br., 245–295

Reinhart 2001: J. Reinhart, Ein weiterer Bohemismus in den tschechisch-kirchenslavischen Homilien Gregors des Großen: *snětь* 'folia', in: Z. Hauptová – E. Šlaufová (Hrsg.), Cyrillo-methodiana in honorem Aemiliae Bláhová et Venceslai Konzal (= Slavia 70/3–4), Praha, 439–446

Schaeken 1988: J. Schaeken, Anmerkungen zu den sog. Jagić-Glossen, in: A. A. Barentsen – B. M. Groen – R. Sprenger (Hrsg.), Dutch Contributions to the Tenth International Congress of Slavists, Sofia, September 14–22, Linguistics (= Studies in Slavic and General Linguistics, vol. 11), Amsterdam, 469–479

SJS I–IV: Slovník jazyka staroslověnského – Lexicon linguae palaeoslovenicae, I (ѧ – ї), II (к – ѻ), III (п – ρ), IV (с – ѵ), Praha 1966, 1973, 1982, 1997

Snoj 2003: M. Snoj, Slovenski etimološki slovar, Ljubljana

Šarapatková 2006: Ž. Šarapatková, Církevněslovanské *sakъ*, in: А. Ф. Журавлев, отв. ред., Ad Fontes Verborum. Исследования по этимологии и исторической семантике. К 70-летию Жанны Жановны Варбот, Москва, 445–446

Šimek 1947: F. Šimek, Slovníček staré češtiny, Praha

Tkadlčík 1977: V. Tkadlčík, K datování hlaholských služeb o sv. Cyrilu a Metoději, Slovo 27, 85–128

Večerka 1965: R. Večerka, Великоморавские истоки церковнославянской письменности в Чешском княжестве, in: Magna Moravia, Praha, 493–524 (hier: 505–509)

Vintr 1986: J. Vintr, Die tschechisch-kirchenslavischen Glossen des 12. Jahrhunderts in der Bibel Sign. 1190 der Nationalbibliothek in Wien (sog. Jagić-Glossen), Wiener Slavistisches Jahrbuch 32, 77–113

Ziffer 2004: G. Ziffer, La tradizione glagolitica croata del Vangelo di Nicodemo, in: M.-A. Dürrigl – M. Mihaljević – F. Velčić (Hrsg.), Glagoljica i hrvatski glagolizam. Zbornik radova s međunarodnog znanstvenog skupa povodom 100. obljetnice Staroslavenske Akademije i 50. obljetnice Staroslavenskog instituta (Zagreb – Krk 2.–6. listopada 2002), Zagreb – Krk, 261–269

Johannes Reinhart
Institut für Slawistik der Universität Wien
Universitätscampus AAKH, Hof 3
Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
johannes.reinhart@univie.ac.at

Etymologický slovník jazyka staroslověnského, 13: rasti — sice, Praha (Academia) 2006, S. 751–814

Der Faszikel 13 – s. unsere Besprechung der ersten zwölf Faszikel des Werks in dieser Zeitschrift 36 (1990): 246–252, 37 (1991): 237–242, 41 (1995): 274–282, 42 (1996): 300–303, 43 (1997): 297–300, 44 (1998): 241–244 und 46 (2000): 325–327, – beinhaltet 136 Lemmata (+ 100 Verweislemmata). Davon sind 25 Fremd- bzw. Lehnwörter. Es finden sich Entlehnungen aus dem Griechischen (z. B. *redь*, *ritorik'ija*, *ritorь*, *sak'elarii*, *satь*, *septębr'ь*), aus dem (Vulgär-) Latein oder Romanischen (*roža*, *rusaliję*, *sanъtь*), Türkischen (*samъčii*,

sanъ) und Ostseefinischen (*rusьskъ*). An Personennamen finden wir in dem Faszikel *Rastislavъ* und *Retъko*, an Flussnamen *Rokytьnica*.

raštesnǫti: Es fehlt ein Querverweis auf das Verbum *otъčesnǫti*.

ratь 'Krieg, Kampf': Unter der Ableitung *ratьnikъ* 'Feind, Gegner' hätte die Variantenlesung *radьnikъ* (Bedeutung vermutlich 'Ratgeber') aus der Menäenredaktion der ersten Wenzelslegende erwähnt werden sollen, bei der es sich vielleicht um eine Entlehnung aus alttschech. *rada* 'Rat' handelt (vgl. zu der Stelle Vajs 1929: 25 mit Fn. 75, Mareš 1979: 120 mit Fn. nn), zu dem alttschechischen Wort Newerkla 2004: 154, s. v. rada).

Retъko: Die Dublette *trava* 'Gras' – *trěva* 'id.' hat mit dem Wechsel *ra-* – *re-*, der zur Erklärung des hypokoristischen Namens des Schreibers des Codex Suprasliensis angesetzt wird, nichts zu tun. *trěva* 'Gras' (vgl. auch bulg. *trevá*) erklärt sich am ehesten als Ableitung von der Wurzel *treh₁u̯* 'aufziehen, nähren' (s. LIV[1]588, s. v.; nicht zur Wurzel *treu̯H-* 'aufreiben, verbrauchen', wie oft angenommen wird), also **treh₁u̯-eh₂*, während das urslav. und aksl. Synonym *trava* direkt vom Verbum abgeleitet ist (< **trōu̯H-eh₂*; eventuell nach dem Muster *slove-* : *slava*).

rědъkъ 'selten': Die Zugehörigkeit des semantisch gut passenden klass.-lat. Adjektivs *rārus* braucht nicht bezweifelt zu werden (**Hrh₁-ró-s*).

rovъ 'Grube': Grundform **róu̯H-o-* (skr. *rôv*, *rȍva*) als nomen rei actae repräsentiert das geläufige Wortbildungsmuster vom Typ griech. φόρος 'Ertrag, gebrachte Abgabe', vgl. *plotъ* 'Zaun' (skr. *plôt*, *plȍta*).

rozvьnъ 'Kette': Neben dem Hapaxlegomenon aus dem Codex Suprasliensis können weitere Beispiele aus der älteren ksl. Literatur angeführt werden. So besteht jetzt ein Aufsatz, in dem ein Beispiel aus der Vita des Vasilij Novyj zitiert wird (Pentkovskaja 2006). Die in dem Aufsatz im Gefolge von Kirill Mirčev vertretene Ableitung von der Seṭ-Wurzel *vi-* '(um-)wickeln' (LIV[1] **u̯ei̯h₁-*; LIV[2] **u̯i̯eh₁-*) ist allerdings bei Anwendung normaler Lautgesetze nicht gangbar. Darüber hinaus besteht auch ein Beispiel im Martyrium des Apostels Philipp: свѫзашѫ ꙗзвнами ꙗѫцѣ єго (German-Sammelband aus dem Jahr 1358/1359, 79a16; Mirčeva 2006: 411).

ruinъ 'September': Die Rekonstruktion der Derivationsgrundlage, des urslavischen Wortes für die Brunft, als einheitliches Wort **r'uja* ist kaum möglich. Die Erhärtung des **r'* im Aksl. (vgl. Diels 1932: 146, § 55, Anm. 14; das Wort stammt aus einem kyrillischen Zusatz des Codex Assemanianus) und Südslavischen scheint möglich, jedoch nicht im Polnischen (*ruja*). Deshalb ist eine doppelte Rekonstruktion **r'uja* (< **h₃reu̯H-i̯ā*) und **ruja* (< **h₃rou̯H-i̯ā*) vorzuziehen.

rusьskъ 'russisch': Alle drei Vorkommen des Adjektivs in den Quellen des Prager Wörterbuchs beruhen entweder auf Korruptelen (Vita Constantini, Uvarov-Hs. der tschech.-ksl. Evangelienhomilien Gregors des Großen) oder sind nicht alt (Menäenredaktion der ersten Wenzelslegende, in der das Adjektiv in einem späteren Einschub belegt ist, vgl. Vajs 1929: 24, Mareš 1979: 119). Die im etymologischen Wörterbuch des Altkirchenslavischen bevorzugte Herleitung des Adjektivs bzw. seiner Ableitungsgrundlage, des Völkernamens *Rusь*, diejenige aus urfinnisch **Rōtsi* (vgl. finn. *Ruotsi* 'Schweden'), ist zweifellos allen anderen vorzuziehen. Der Versuch Maksimovičs (Maksimovič 2006), diese Herleitung zu bestreiten und neuerlich vom Adjektiv *rusъ* 'rothaarig' auszugehen, kann nicht überzeugen. Wie seit langem bekannt ist, ist das finnische Wort nicht vom urnordischen Wort für Ruder bzw. Rudern abgeleitet, sondern aus einem Kompositum mit diesem Wort als erstem Kompositionsglied (vgl. z.B. Vasmer 1971: 522 f., s. v. Русь, der auch weitere finnische Nordismen mit Tilgung des zweiten Kompositionsglieds zitiert). Dadurch entfallen die „Schwierigkeiten" des Verschwindens des *r* (< **z*).

гъděti sę 'erröten': Das Lemma aus den Evangelienhomilien Gregors d. Gr. ist zu streichen, da es auf einer Korruptele beruht. Das Zitat lautet: съ мирьскими дѣвицами жити радоваше сѧ бъкꙋпѣ · и лице ѥꙗ ꙁѣло ꙗдѣти сѧ нава ꙗже сего свѣта богата бъıти не бъı · –

Puellarum gaudebat societate laicarum, eique persona valde o n e r o s a e r a t quaecunque huic mundo dedita non erat. (BesPogod 300aβ15–19; Konzal – Čajka 2006: 1260; PL 76, 1291B) An der Stelle ist ursprünglich wahrscheinlich *mrъzěti (sę)* gestanden.

sakъ 'Weihe, Taubenfalke': Die neue Etymologie des tschech.-ksl. Wortes *sakъ* aus den Evangelienhomilien Gregors des Großen (siehe auch Šarapatková 2006) überzeugt nicht. Die zum Vergleich herangezogenen kroatischen Vogelbezeichnungen *saketa* '(Purpur-)Reiher' (vgl. auch venez.-ital. *sachèto* 'Labrus Adriaticus, Holocentrus', Boerio 1856/1993: 591), *saketar* 'Circus aeruginosus; Rohrweihe' und *sakatuša* 'Pelikan' sind alle sehr spät bezeugt, in den zwei ersten steckt außerdem das italienische Deminutivsuffix *-et-* (vulgärlat. *-itt-*), vgl. *saccheto* 'Säckchen', was eine Entlehnung in einem Werk des 11. Jh. kaum möglich erscheinen lässt. Ganz zu schweigen von der unwahrscheinlichen Kürzung der Endsilben. Und schließlich passt onomasiologisch die Beziehung zum Wort für 'Sack', die beim Pelikan wegen des sackartigen Schnabels einleuchtet, für einen Raubvogel nicht (dass das lat. *milvus* der Vulgata in Jer 8.7 eine Fehlübersetzung für den griech. Hebraismus ασιδα ist, spielt keine Rolle, da der slawische Übersetzer – anders als Luther und die Übersetzer der Kralitzer Bibel – weder Bibelkritik trieb noch Hebräisch konnte).

scěglь 'allein': Der Ansatz ist schwer vertretbar, das Adjektiv sollte *scěgъlъ* lauten. Wie unter dem Lemma angeführt wird, kommt im neugefundenen Teil des Psalterium Sinaiticum die Form *scěgolъ* (Ps 140.2) vor. Da im Aksl. so gut wie keine sekundären Jerlaute belegt sind (vgl. Reinhart 2002), ist der Ansatz mit hartem Jerlaut zwischen *g* und *l* unbedingt vorzuziehen.

sedmь 'sieben' und **sedmъ** 'siebenter': Die slav. Kontinuante des uridg. Kardinale **septm̥* > *setь* (oxyton) ist womöglich zunächst mit der Kontinuante des Abstraktums **septm̥u̯(i)-* > **setętь* > **se'tь* (durch Haplologie) zusammengeflossen, wonach im Anschluss an das Ordinale °*t*° durch °*dm*° ersetzt wurde. Zunächst endbetontes *sedmь* erhält im Nominativ-Akkusativ Neoakut (mit Reflex in sln. *sẹ́dem*), ebenso wie ihm nachgebildetes *osmь* 'acht' (mit Reflex in sln. *ọ́sem* und russ. во́семь). Das Ordinale bewahrt wohl in seinem abweichenden stimmhaften Konsonantencluster °*dm*° (zusammen mit griech. ἕβδομος, mit nachträglichem anaptyktischen *o* zwischen *d* und *m*) eine uridg. Besonderheit: ***septmó-s* > uridg. *sebdmó-s* > slav. *sed'mъ*. Anders Comrie 1975. (H. E.)

sę 'sich': Die Erklärung der Vokalalternation -e- ~ -o- im Genetiv, Dativ, Instrumental und Lokativ des Reflexivpronomens (*sebe*, *sebě* [südsl.] / *sobě* [west- und ostslav.], *sobojǫ*, *sebě* [südsl.] / *sobě* [west- und ostslav.]) als Folge des Ablauts ist wenig wahrscheinlich. Vielmehr geht das Reflexivpronomen mit dem Personalpronomen der 2. Person Singular parallel. Auch dort liegt höchstwahrscheinlich kein Ablaut vor. Vielmehr erklären sich die Formen des Personalpronomens der 2. Person Singular durch das Wirken verschiedener Analogievorgänge (nach Schmidt 1978: 127 ff.). Das ursprüngliche idg. Paradigma lautete wahrscheinlich folgendermaßen: Nom. *tuh₂*, Gen. *téu̯e*, Dat. *tu-b^{h}ei̯* / *tu-b^{h}i̯-om*, Instr. *tu̯eh₁/-oh₁*, Lok. *tou̯oi̯*. Da uns hier die Endungen nicht interessieren, genügt folgende kurze Darstellung. Der urslav. Genetiv **tebe* erklärt sich durch Übernahme des *-b-* (< **-b^h-*) aus dem Dativ. Das *-o-* entstammt dem vorursprachlichen Lokativ **tou̯oi̯* (indirekt fortgesetzt im ai. *t(u)vé* < **tuu̯oi-i* [*u* analogisch nach dem Dativ] < **tou̯oi*). Der grundsprachliche Dativ besaß in der ersten Silbe ein *-u-* (vgl. ai. *túbhya(m)*, urslav. **mъně*, dessen Vokal der ersten Silbe aus dem Personalpronomen der zweiten Person stammt, sowie lit. mda., lett. mda. *mun-*). Aus vorursl. **tu-b^{h}oi̯* entwickelte sich nun im Nordslawischen – unter Einfluss des Lokativs – *tobě*, im Südslavischen – unter Einfluss des Genetivs – *tebě*. (J. R.)

sětiti 'besuchen': Die neue Erklärung als Reflex der idg. Wurzel **(s)k^{u}ei̯t-* fehlt (vgl. Reinhart 2000).

Literatur

Boerio 1856/1993: G. Boerio, Dizionario del dialetto veneto, Venezia (Ristampa anastatica: Firenze 1993)

Comrie 1975: B. Comrie, Common (?) Slavonic **sedmь*, The Slavonic and East European Review 53 (Number 132), 323–329

Diels 1932: P. Diels, Altkirchenslavische Grammatik mit einer Auswahl von Texten und einem Wörterbuch, I. Teil: Grammatik, Heidelberg

Konzal – Čajka 2006: Čtyřicet homilií Řehoře Velikého na evangelia v českocírkevněslovanském překladu, Díl druhý: Homilie XXV–XL, K vydání připravil Václav Konzal za pomocí Františka Čajky, Praha

LIV[1]: H. Rix – M. Kümmel – Th. Zehnder – R. Lipp – B. Schirmer, Lexikon der indogermanischen Verben. Die Wurzeln und ihre Primärstammbildungen, Wiesbaden 1998 (2. Auflage von 2001: LIV[2])

Maksimovič 2006: К. А. Максимович, Происхождение этнонима *Русь* в свете исторической лингвистики и древнейших письменных источников, in: М. В. Грацианский – П. В. Кузенков (Hrsg.), Kaniskion – Юбилейный сборник в честь 60-летия профессора Игоря Сергеевича Чичурова, Москва, 14–56

Mareš 1979: F. W. Mareš, An Anthology of Church Slavonic Texts of Western (Czech) Origin, München

Mirčeva 2006: Е. Мирчева, Германов сборник от 1358/1359 г. Изследване и издание на текста, София

Newerkla 2004: S. M. Newerkla, Sprachkontakte Deutsch – Tschechisch – Slowakisch. Wörterbuch der deutschen Lehnwörter im Tschechischen und Slowakischen: historische Entwicklung, Beleglage, bisherige und neue Deutungen, Frankfurt am Main u. a.

Pentkovskaja 2006: Т. В. Пентковская, Славянское ꙋꙁвьнъı, Българска филологическа медиевистика. Сборник научни изследвания в чест на проф. Дфн Иван Харалампиев по случай 60-годишния му юбилей, Велико Търново, 241–244

Reinhart 2000: J. Reinhart, Vier alttschechische Etymologien, in: I. Janyšková – H. Karlíková (Hrsg.), Studia etymologica Brunensia 1 (Sborník příspěvků z mezinárodní vědecké konference „Etymologické symposium Brno 1999“), Praha, 105–115

Reinhart 2002: J. Reinhart, Sekundarni polglasniki v slovenščini in v drugih slovanskih jezikih, in: Historizem v raziskovanju slovenskega jezika, literature in kulture (Mednarodni simpozij Obdobja [18] – Metode in zvrsti, Ljubljana, 9. – 11. 12. 1999), Ljubljana, 285–293

Schmidt 1978: G. Schmidt, Stammbildung und Flexion der indogermanischen Personalpronomina, Wiesbaden

Šarapatková 2006: Ž. Šarapatková, Církevněslovanské *sakъ*, in: А. Ф. Журавлев, отв. ред., Ad Fontes Verborum. Исследования по этимологии и исторической семантике. К 70-летию Жанны Жановны Варбот, Москва, 445–446

Vajs 1929: Sborník staroslovanských památek o sv. Václavu a sv. Lidmile, uspořádal Josef Vajs, Praha

Vasmer 1971: М. Фасмер, Этимологический словарь русского языка, Перевод с немецкого и дополнения О. Н. Трубачева, Том III (Муза – Сят), Москва

Heiner Eichner
Institut für Sprachwissenschaft
der Universität Wien
Dr. Karl Lueger-Ring 1, 1010 Wien
Österreich
heiner.eichner@univie.ac.at

Johannes Reinhart
Institut für Slawistik der Universität Wien
Universitätscampus AAKH, Hof 3
Spitalgasse 2, 1090 Wien
Österreich
johannes.reinhart@univie.ac.at

Petr Nejedlý – Miloslava Vajdlová (Hrsg.), Verba et historia: Igoru Němcovi k 80. narozeninám, Praha (Ústav pro jazyk český AV ČR – albis international) 2005, 399 S.

Dieser Sammelband ist die Frucht eines in Prag Ende Juni 2004 abgehaltenen Symposiums aus Anlass des 80. Geburtstags von Igor Němec, der in der Zwischenzeit verstorben ist (am 11. Juli 2005; vgl. Homolková 2006). Zu Anfang ist eine Bibliographie des Jubilars aus den Jahren 1994–2005 (S. 15–19) veröffentlicht. In dem Band sind 51 Beiträge vereint, die Beiträger kommen hauptsächlich aus der Tschechischen Republik, daneben sind folgende Länder vertreten: Deutschland (5), Österreich (2), Polen (3), Russland (2), Slowakei (2), Ungarn (2), USA (1), Weißrussland (1). Die Aufsätze sind vor allem auf Tschechisch verfasst, daneben auch Deutsch (3), Englisch (3), Polnisch (1), Russisch (2), Slowakisch (2) und Weißrussisch (1). Es handelt sich um folgende Artikel:

Z. Beneš, Fakt, slovo, znak; I. Budz'ko, Rêlihijnaja leksika starabelaruskaj movy jak ljustòrka duchoŭnasci i polikanfesijnaha charakteru belaruskaha hramadstva daŭnich časoŭ; A. M. Černá, Lékářský sborník o chirurgii – mimořádný zdroj ke studiu staročeského jazyka; P. Čornej – M. Klímková, Pojmy *chudý* a *bohatý* v středověké češtině; R. Eckert, Alttschechische Lesefrüchte; O. Fedoszov – G. Kiss, Vengerskaja leksikografija, opyt i perspektivy (posvjaščaetsja pamjati akad. Lajoša Kišša, 1922–2003); M. Fried, The stability of meaning-form association across time; H. Gladkova, *I*-kmenová substantiva ve staré češtině. Morfologická a slovotvorná analýza; J. Gvozdanović, Remarks on less clear etymologies of the names of the months in Czech; K. Hádek, Vývoj slovní zásoby ve staročeském Pasionálu; B. Hansen, The Development of Modals in Slavonic; M. Harvalík, Vztahy mezi centrem a periferií českého onymického systému v diachronním aspektu; E. Havlová, Česká zoologická terminologie od praslovanštiny do dneška; M. Homolková, Záludnosti staročeské předpony *přě-*; J. Horálek, Přechod homonymie v polysémii a pragmatický význam; M. Janečková, Cizí výpůjčky ve slovní zásobě Jindřicha Hýzrla z Chodů; I. Janyšková, K názvům jmelí ve slovanských jazycích; H. Karlíková, Hněv ve staročeském lexiku; V. Koblížek, Běžně mluvený jazyk východočeských venkovanů z oblasti Hradecka a Náchodska v první polovině 18. století; K. Komárek, K místním jménům v Bibli drážd'anské a olomoucké; P. Kosek, *Ruční knížka* Kašpara Motěšického; K. Kučera, Diachronní kvantitativní pohled na vybrané případy konkurence v češtině a otázka smyslu budování diachronního korpusu; N. Kvítková, K funkci a sémantice předložek *na* a *v/ve*; J. Malenínská, Úvahy o hydronymickém základu v místních jménech *Mojné*, *Mojžíř*, *Radnice*, *Radouň*, *Žilina*; J. Malicki, Středověká exonyma v české a polské diachronní lexikografii; J. Mielczarek, K vývoji českých substantiv (na základě materiálu pocházejícího z české rukopisné památky ze sbírky Koperníkovy knihovny v Toruni); B. Michalová, Epistolární promluvové typy a řečová etiketa ve druhé polovině 17. století; M. K. Nedvědová, Význam vícejazyčných tezaurů a lexikonů v jihoslovanském jazykovém prostoru pro vývoj spisovné slovinštiny, chorvatštiny a srbštiny (H. Megiser – 1592, F. Vrančić – 1595, I. Belostenec – 1740, V. Karadžić – 1818); P. Nejedlý, Slovotvorný typ, polysémie a sémantický model; G. P. Neščimenko, K vývojovým tendencím v slovanské slovotvorbě (se zvláštním zřetelem k češtině); S. M. Newerkla, Význam Staročeského slovníku pro kontaktní lingvistiku; K. Oliva, Nelexikální prvky sémantického systému jazyka; Š. Ondruš, České a slovenské deriváty indoeurópsko-praslovanského slovesa *keuH-* : *čuti* 'pozerat', pozorovat''; V. Petkevič, Počítačová podoba Staročeského slovníku; J. Pleskalová, Několik poznámek k lékařské terminologii druhé poloviny 18. století; A. Pstyga, Negacja prefiksalna: opis leksykograficzny i interpretacja; M. Pytlíková – H. Sobalíková, Ke starozákonním textům první redakce staročeského biblického překladu; J. Rejzek, K některým méně známým případům tzv. lidové etymologie; N. P. Savický, K typologii diachronních procesů; H. Schaller, Fremdwörter in slawischen Sprachen und Fremdwortdiskussionen in Vergangenheit und Gegenwart; H. Schuster-Šewc, Sind urslaw. **vęzati* 'biegen, ligo' und urslaw. **vęznǫti* 'stocken, stecken

bleiben' ein und dasselbe oder zwei verschiedene Etyma?; J. Skladaná, Diachrónia a synchrónia vo frazeológii; L. Stěpanova, Frazémy a dějiny; V. Šaur, Relativní stáří českých jmen kalendářních měsíců; M. Šmejkalová, Propriálně pojmenovací akt v Kronice české Václava Hájka z Libočan; P. Štěpán, K metonymickému přenosu významu substantiv označujících pohyb v toponymii Čech; F. Štícha, Sekundární imperfektiva ve vývoji češtiny; P. Valčáková, Některé staročeské názvy jídel; Ž. Ž. Varbot, Češskie ètimologii na fone russkoj dialektnoj leksiki; J. Vintr, Řím < Rimъ < ??? < Roma a záhadná „ruská písmena" v Životě Konstantinově; Š. Zikánová, Příspěvek k aktuálnímu členění věty v humanistické češtině.

Von den 51 Artikeln befassen sich 18 mit dem Alttschechischen, das im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Interessen von Igor Němec stand. Ich will im Folgenden auf eine Auswahl der Artikel näher eingehen, wobei ich mich auf diejenigen mit alttschechischer und sprachhistorischer Problematik konzentriere.

Mirjam Fried untersucht in ihrem Artikel „The stability of meaning-form association across time" (S. 77–85) die Konkurrenz von echten (z. B. *bydlící*) und unechten (z. B. *bydl'ící*, *bydl'ující*, *bydlející*) Partizipien im Alttschechischen. Sie kommt auf der Grundlage eines reichen Materials zum Schluss, dass die unregelmäßigen Bildungen in verschiedener Hinsicht (z. B. Valenz, Tempus, Genus verbi, Bedeutung) Abweichungen von der regelmäßigen Bildung nach sich ziehen. Die Art der Abweichung sei kompliziert, wenn auch nicht willkürlich und unregelhaft. Schade nur, dass Fried die Studie von Jan Gebauer (Gebauer 1887) nicht berücksichtigte. So ist ihr offensichtlich entgangen, dass der Ausgangspunkt für die besprochenen Bildungen Partizipien wie *horúcí*, *vrúcí* (urslav. **gorǫtj-* bzw. **vьrǫtj-*) gewesen sein dürften.

Hana Gladkova untersucht die i-stämmigen Substantiva im Alttschechischen („*I*-kmenová substantiva ve staré češtině. Morfologická a slovotvorná analýza [Prolegomena k popisu i-kmenových substantiv ve staročeském slovníku]", S. 87–94). Sie geht von der urslavischen bzw. altkirchenslavischen Situation aus. Für das Urslavische wird leider keine Definition geboten (S. 88; offenkundig sind die Beispiele aksl. und ksl.). Bei den aksl. Beispielen wird nicht nur das Material aus aksl. Grammatiken angeführt, sondern es wurde – verdienstvollerweise – auch das Material des Prager aksl. Wörterbuchs exzerpiert. Allerdings kommen dabei auch Bildungen zur Sprache, die sicher nicht aksl. sind (z. B. *sǫprǫdzь*, *-i* f. aus der Uvarov-Hs. der Gregorianischen Evangelienhomilien; das Wort ist wohl überhaupt kaum so anzusetzen). Auch sonst ist bei der Analyse des aksl. Materials manches nicht richtig (z. B. die Zuordnung des Zahlwortes *četyre*, *-ri* zu den i-Stämmen; das Wort ist ein Konsonanten-Stamm, manche Kasus können in den slavischen Sprachen nur mehr nach den i-Stämmen gebildet werden).

Jadranka Gvozdanović („Remarks on less clear etymologies of the names of the months in Czech", S. 95–104) bespricht ebenso wie Vladimír Šaur („Relativní stáří českých jmen kalendářních měsíců", S. 351–353) die tschechischen Bezeichnungen der Monate. Gvozdanović will in ihnen parallel zu den angelsächsischen Monatsnamen eine Beziehung zur Winter- und Sommersonnenwende sehen. Sie begründet dies durch das Deminutivsuffix **-ьcь* sowohl in *červenec* 'Juli' wie in *prosinec* 'Dezember'. Sie hat nicht bedacht, dass die Bezeichnung *červenec* eine tschechische Neuerung ist (vgl. Šaur, S. 352) und deshalb unmöglich so alt sein kann, wie sie meint. Bei **prosinьcь* nimmt sie so wie manche Etymologen (vgl. zur Etymologie ESJS 2004: 724 f.; bedeutet außerdem ursprünglich 'Jänner') an, es sei eine Ableitung von *prosinǫti* 'durchscheinen'. Das Problem dabei ist, dass es keine Ableitungen mit dem Suffix **-ьcь* von -nǫti-Verben gibt, wir also eher von *prosiněti* bzw. *prosiniti* ausgehen müssen. Bei keiner deverbalen Ableitung hat das Suffix jedoch deminutive Bedeutung. Die Hypothese Gvozdanovićs scheitert also bereits an den sprachlichen Gegebenheiten. Aber auch verschiedene andere Details ihres Aufsatzes sind nicht richtig, z. B. die Einordnung des Ostromir-Evangeliums unter die ukrainischen Denkmäler (Tafel auf S. 99) oder die Ableitung des kroatischen *rujan* 'September' von *rujan* 'rot' (S. 100; gehört offensichtlich so wie tschech.

říjen als ‘Brunftmonat’ zum Verbum *r(j)uti* ‘schreien’; *rujan* < **rujьn(j)ь*/**rujьn(j)ь* < **rjuja*/*ruja* < **h₃reu̯H-i̯ā*/**h₃rou̯H-i̯ā*).

Björn Hansen versucht in seinem Beitrag „The Development of Modals in Slavonic“ (S. 111–118) die Entwicklung und Spezialisierung von Modalwörtern im Slowakischen (*môct’*, *vládat’*), Polnischen (*powinien*, *musieć, niepodobno/niepodobna*) und Russischen (*dolžen*, *nado*, *podobaet*, *imet’*) zu verfolgen. Leider sind die Ausführungen zum Altrussischen mit manchen sachlichen und linguistischen Fehlern behaftet. Überraschend ist die chronologische Charakterisierung der Nikon-Chronik aus dem 16. Jh. als „11–13th cent.“ (S. 113). Man kann sich dies bloß so erklären, dass der Autor die Angaben des Quellenverzeichnisses zum altrussischen Wörterbuch (Slovar’ 1975: 67) bzw. dasjenige seiner Hauptquelle für Zitate (Vaulina 1988: 137 ff.), und zwar „Nik. let. IX–XIII“ – es sind die Bände 9 bis 13 der Chronik-Ausgabe gemeint – missverstanden und IX durch XI ersetzt hat. Einen Teil eines Zitats der Vita des hl. Epiphanius von Zypern aus dem Uspenskij sbornik, „küprьskyja muža“ übersetzt er als „the man from Cyprus“ (S. 115), will aber offenkundig selbst nicht so recht daran glauben, da er dahinter ein Fragezeichen setzt. Auch die kurz davor getroffene Feststellung, die Futurbedeutung von *iměti* sei gegenüber der deontisch-modalen sekundär, kann nur Kopfschütteln hervorrufen.

Eva Havlová bespricht in ihrem kurzen, aber sehr inhaltsreichen Beitrag („Česká zoologická terminologie od praslovanštiny do dneška“, S. 123–127) die slavischen und insbesondere (alt-)tschechischen vorwissenschaftlichen Bezeichnungen für Tiere (tschech. *živočich*), Reptilien (jedoch auch andere Tierarten wie Insekten, Wiesel usw.; tschech. *havět’* ‘Geflügel; Ungeziefer’), alttschech. *žižala* (Oberbegriff für verschiedene ekelerregende Tiere wie Insekten, Reptilien und Würmer). Zum Schluss geht sie auf weitere Unterteilungen der Tierbenennungen ein, u. a. auf die besonders bei Haustieren übliche Unterteilung in Männchen – Weibchen – Tierjunges (z. B. *beran – ovce – jehně*). Sie betont die nicht strenge Abgrenzung der Tierarten in der volkstümlichen, vorwissenschaftlichen Natursicht.

Milada Homolková geht in ihrem Beitrag („Záludnosti staročeské předpony *přě-*“, S. 129–135) auf das alttschech. reich bezeugte Verbalpräfix *přě-* ein. Es werden synonymische Beziehungen der Präfixalbildungen behandelt (zu den Bildungen mit dem Präfix *přěd-*) ebenso wie die Frage der gelängten Präfixe auf *přie-* (später *pří-*). Unter den Bildungen mit langem Präfixvokal unterscheidet die Autorin vier Wortbildungstypen: 1. ursprünglich unflektierte Adjektiva (erhalten im Adverbium *přieliš*/*příliš*); 2. aus Präpositionalphrasen abgeleitete Substantiva (z. B. *přielbicě*); 3. archaische stative Imperfektiva (vertreten durch ein einziges nicht ganz sicheres Beispiel aus den Pateraglossen **přieseděti*); und 4. deverbale Nomina actionis (z. B. *přieběh*; die zahlreichste Gruppe).

Ilona Janyšková bespricht in ihrem Aufsatz („K názvům jmelí ve slovanských jazycích“, S. 151–159) die Bezeichnungen für die Mistel in den slavischen Sprachen. Folgende Bezeichnungen werden erwähnt: **(j)emela*, *-lo*/*jьmela*, *lěpъ*, *kъlějь*, *vesak*/*visk*, *stienka*, **pome(t)lo* und **kъltunъ*. Die Mistel spielte in der mittelalterlichen Kultur der Slaven eine sehr wichtige Rolle.

Helena Karlíková widmet sich in ihrem Beitrag („Hněv ve staročeském lexiku“, S. 161–165) den alttschechischen Bezeichnungen für den Zorn, derjenigen Emotion, die im Alttschechischen die ausgeprägteste lexikalische Besetzung hat. Sie konzentriert sich auf diejenigen Bezeichnungen, die sich nicht bis ins heutige Tschechische erhalten haben, und bespricht deswegen nicht die zwei häufigsten Wörter (*hněv* und *zlost*). Behandelt werden *prchnúti*, *vztéci sě*, *náhliti*, *zořivost/zeřivost/zuřivost*, *l’útiti sě* und *zabyti sě*. Bei etlichen dieser Bezeichnungen ist eine semantische Entwicklung von einer (schnellen) Bewegung zur Emotion des Zorns zu beobachten.

Petr Nejedlý untersucht in seinem Beitrag („Slovotvorný typ, polysémie a sémantický model“, S. 247–254) den alttschechischen Wortbildungstypus [po + Substantiv + -ie] (z. B.

podolé, *pohlavie*, *pokútie*, *pomezie*, *pomořie*). Einer genauen Analyse unterzieht er die polysemen Substantiva *počěsie* und *povětřie*.

Stefan Michael Newerkla geht in seinem Beitrag („Význam Staročeského slovníku pro kontaktní lingvistiku", S. 265–272) auf die Bedeutung des Alttschechischen Wörterbuchs für die Erforschung der Entlehnungen aus anderen Sprachen, vor allem derjenigen aus dem Deutschen ein. Dabei stehen zunächst ältere Belege von Wörtern (z. B. *baldrián*, *fena*, *pres*, *herka*, *lák*, *kalendář*) im Zentrum seiner Aufmerksamkeit. Diese helfen die Chronologie und unmittelbare Lehnsprache zu präzisieren. Bei einer weiteren Gruppe von Wörtern (z. B. *cimbuří*, *prát*, *prejt*, *cimbál*, *pukla*) helfen die alttschechischen Belege, die Etymologie mancher Wörter neu zu interpretieren. Der Autor unterstreicht zum Schluss die Wichtigkeit des Alttschechischen Wörterbuchs, zu dessen spiritus rectores Igor Němec gehörte, sowie die Notwendigkeit eines mitteltschechischen Wörterbuchs.

Markéta Pytlíková und Hana Sobalíková schaffen in ihrem Beitrag („Ke starozákonním textům první redakce staročeského biblického překladu", S. 305–312) die textologischen Voraussetzungen für die Weiterführung und den Abschluss des monumentalen Editionsprojekts der alttschechischen Bibel, das von Vladimír Kyas begonnen und weit vorangetrieben, durch seinen Tod jedoch unterbrochen wurde. Im Akademie-Institut für die tschechische Sprache soll der letzte Band mit den Propheten und Makkabäern zu Ende geführt werden. Dafür ist die Auswahl der besten Handschriften der sog. 1. Redaktion wesentlich. Durch die Anwendung von „Sonden" (Isa 16.1–13, Dn 3.19–31, 2 Mach 6.1–11) gelangten die Autorinnen zum Schluss, dass für die Edition neben den unvollständig erhaltenen Photokopien der Dresdener Bibel folgende Handschriften für die Edition herangezogen werden sollen: Boskovice-Bibel, Wolfenbüttler Bibel, Rosenberg-Propheten-Hs. (für die Propheten); die untersuchten Textzeugen bieten andererseits nur die 2. Redaktion für die Makkabäer.

Jiří Rejzek geht in seinem Artikel („K některým méně známým případům tzv. lidové etymologie", S. 313–317) auf einige Beispiele für Volksetymologie im Tschechischen ein (*navinulý*, *osudí*, *perný*, *zálet(y)*, *zavazadlo*; *obušek*, *poduška*, *douška*).

Petra Valčáková bespricht in ihrem Beitrag („Některé staročeské názvy jídel", S. 373–379) die Etymologie, Bedeutung und Verbreitung einiger alt- und mitteltschechischer Bezeichnungen für Speisen, u. a. *jucha*, *jušal*, *jelito*, *bachoř*, *mazanec*, *vdolky*, *kyselicě*, *vodvářka*, *syrečky*. Neben einheimischen Benennungen kommen auch zahlreiche Entlehnungen vor, z. B. aus dem Deutschen (*calta*, *varmužě*), Lateinischen bzw. Romanischen (*piškot*, *šalšě*). Manche Bezeichnungen sind aus dem heutigen Tschechischen verschwunden (z. B. *bošek*, *kestránek*, *predlík*), bei anderen ist die Herkunft noch nicht endgültig geklärt (*hažmuka*, *valdyně*).

Josef Vintr beschäftigt sich in seinem Beitrag („Řím < Rimъ < ??? < Roma a záhadná „ruská písmena" v Životě Konstantinově", S. 385–389) mit dem Toponym **Rim(ъ)*, dem slavischen Wort für Rom. Die Hypothese, bei den 'russischen Buchstaben' der Vita Constantini handle es sich ursprünglich um 'römische Buchstaben' hat er inzwischen – nach der Kritik von Vladimír Vavřínek (Vavřínek 2005) – zurückgezogen (Vintr 2006). Bei der Erklärung des Entlehnungswegs schließt er sich denjenigen Autoren an (z. B. Max Vasmer), die von einer althochdeutschen Vermittlung ausgegangen sind. Unter der Beachtung der gesamtslavischen Verteilung des Worts scheint es mir plausibler, von einer Entlehnung im südslavischen Raum auszugehen: warum sollten die Südslaven, die im Kontakt mit Romanen lebten, einen Latinismus/Romanismus von den Westslaven übernommen haben? Die westslavischen Sprachen haben das Wort aus dem Süden übernommen (so wie **križ(ь)*, **žid(ъ)* und **Вьнѣтьсі* 'Venedig' > tschech. *Benátky*). Möglich, aber unnötig und wenig wahrscheinlich ist die Annahme einer zweifachen Entlehnung des Wortes für Rom.

Bei einer Wertung des Sammelbandes lässt sich feststellen, dass er eine große Anzahl interessanter Beiträge zum Alttschechischen, zur tschechischen Sprach- und Literaturgeschichte sowie zur historischen slavischen Sprachwissenschaft enthält.

Literatur

ESJS 2004: Etymologický slovník jazyka staroslověnského, 12 (pǫpъ$_1$ – rasti. Doplňky k bibliografickému aparátu III), Praha
Gebauer 1887: J. Gebauer, Staročeská adjektiva s koncovkami *-ucí*, *-ujucí*, *-ějucí*, utvořená ze sloves, Listy filologické 14, 360–372
Homolková 2006: M. Homolková, Igor Němec (12. 6. 1924–11. 7. 2005), Slavia 75/1, 113–116
Slovar' 1975: Slovar' russkogo jazyka XI – XVII vv. Ukazatel' istočnikov …, Moskva
Vaulina 1988: S. S. Vaulina, Èvoljucija sredstv vyraženija modal'nosti v russkom jazyke (XI – XVII vv.), Leningrad
Vavřínek 2005: V. Vavřínek, Učil li se svatý Cyril na Krymu latinsky?, Slavia 74/2–3 (= Cyrillo-Methodina 2005 ad honorem Zdeňka Ribarova et Ludmila Pacnerová), 141–148
Vintr 2006: J. Vintr, „Ruská písmena" v Životě Konstantinově zůstávají záhadou, Slavia 75/2, 181–182

Johannes Reinhart
Institut für Slawistik der Universität Wien
Universitätscampus AAKH, Hof 3
Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
johannes.reinhart@univie.ac.at

Peter Drews, Die Rezeption deutscher Belletristik in Russland 1750−1850 (= Slavistische Beiträge Bd. 460), München (Verlag Otto Sagner) 2008, 409 S.

Der Freiburger Slawist Peter Drews verfolgt nun schon seit mehreren Jahren in Form zahlreicher Aufsätze und einer mittlerweile beachtlichen Anzahl von Büchern in ausgesprochen konsequenter Weise das Ziel, die komparatistischen Verbindungen zwischen der deutschsprachigen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts und den slawischen Literaturen in sowohl textanalytischer wie auch bibliographischer Form zu dokumentieren. Als Folge dieser doppelten, einander wechselseitig ergänzenden Form des wissenschaftlichen Herangehens sind auch Drews' entsprechende Publikationen (sowohl Aufsätze als auch selbstständige Veröffentlichungen) in zwei jeweils unterschiedlich dimensionierte Teile gegliedert: Dem monographischen Teil der Arbeit ist immer eine umfangreiche, in sich weiter aufgegliederte Bibliographie nachgestellt, die es erlaubt, die im ersten Abschnitt der Arbeit erstellten rezeptionsgeschichtlichen Befunde dann auch anhand der im zweiten Teil aufgeschlüsselten Quellen nachzuvollziehen. Insofern setzt der vorliegende Band die Serie thematisch analoger Veröffentlichungen des Vfs. fort, ist er doch in zwei von ihrem Umfang her beinahe gleich starke Teile gegliedert; der knapp zweihundert Seiten umfassende analytische Abschnitt des Buches wird von einer ebenso umfangreichen Bibliographie gefolgt.

Drews strukturiert den von ihm untersuchten, ein Jahrhundert umfassenden Rezeptionszeitraum von 1750 bis 1850 in zweifacher, sowohl chronologischer als auch gattungsmäßiger Weise, indem er die hundert Jahre in die fünf unterschiedlich dimensionierten Abschnitte von 1750 bis 1800, 1800 bis 1815, 1815 bis 1835 sowie schließlich 1835 bis 1850 gliedert (wobei man sich in Bezug auf die chronologischen Schnitte eine im Text auch explizit ausformulierte Begründung für die gewählte Einteilung gewünscht hätte) und den jeweiligen Zeitraum dann über die fünf Parameter Lyrik, Prosa, Drama, Kinder- und Jugendliteratur sowie Berichterstattung über deutschsprachige Literatur in der russischen Publizistik präsentiert; die letztgenann-

te Fragestellung nimmt dabei in der Regel zumindest quantitativ eine bevorzugte Stellung ein und wird von Drews teilweise über umfassende Paraphrasen aus den referierten Texten besonders ausführlich behandelt. Dieser das Quellenmaterial strukturierende, doppelt ausgerichtete Raster erlaubt es, die Aufnahme deutschsprachiger Belletristik in der russischen Literatur nachzuzeichnen, die sich im Untersuchungszeitraum vom Klassizismus des 18. Jahrhunderts bis hin zu den (im besprochenen Band vor allem über die ästhetischen Positionen Belinskijs und Herzens präsenten) Ansätzen des Realismus entwickelt und dabei jeweils unterschiedlich auf deutschsprachige Anregungen reagiert. Diese − und das stellt m. E. eines der wesentlichen Forschungsergebnisse der Arbeit dar − stehen dabei (wenn auch mit abnehmender Tendenz) während der gesamten vom Band abgedeckten hundert Jahre eindeutig im Schatten der französischen und in etwas schwächerem Ausmaß auch der englischen Literatur, die in aller Regel jene ästhetischen Parameter vorgaben, anhand derer in Russland auch die deutschsprachige Literatur beurteilt wurde. Anders als bei den beiden zuvor angeführten Literaturen handelt es sich bei dieser also um eine lediglich schwach kanonisierte Literatur, die oft nicht von einem eigenen, genuin russischen Standpunkt aus bewertet wurde, sondern aus einem bisweilen weitgehend kritiklos übernommenen französischen Blickwinkel heraus. Vf. zeigt im monographischen Teil seiner Studie augenfällig die konkreten Mechanismen dieses Literaturtransfers auf, die nicht nur via Übersetzung und Adaptierung französischer Darstellungen deutschsprachiger Literatur liefen (als besonders autoritativ erwies sich hier bis weit in das 19. Jahrhundert hinein Madame de Staëls *De l'Allemagne*), sondern bisweilen auch die Primärtexte umfassten, die erst über eine französische Zwischenstufe ins Russische übersetzt wurden. Von der Vorstellung linearer, vom deutschsprachigen Raum aus direkt nach Russland verlaufender Rezeptionswege muss man sich also zumindest für den Untersuchungszeitraum des Buches (wenn auch mit immer schwächer werdender Tendenz zur Mitte des 19. Jahrhunderts hin) über weite Strecken verabschieden.

Welche deutschsprachigen Autoren erfreuten sich nun in Russland besonderer Beachtung? Für das 18. Jahrhundert waren dies Vertreter der Anakreontik und des Sentimentalismus, wie allen voran Gellert als Fabeldichter, Geßner über seine Idyllen und Wieland als Autor galanter Poesie sowie später Goethe mit seinem *Werther*, für das Drama der von der Kritik gering geachtete, aber beim Publikum beliebte Kotzebue. In der napoleonischen Ära erschloss dann ganz vorrangig Vasilij Žukovskij mit seinen teilweise als vorbildlich empfundenen Übertragungen etwa von Bürgers *Lenore* (als *Ljudmila*) oder Fouqués *Undine* dem russischen Publikum Werke des deutschen Sentimentalismus und der Romantik; besonders stark rezipiert wurden nun auch (wiederum nicht zuletzt dank Žukovskij) Schiller, Goethe und E. T. A. Hoffmann. Vf. beschäftigt sich in diesem Kontext einerseits intensiv mit den verschiedenen russischen Übersetzungen des *Faust* und deren Aufnahme bei der russischen Literaturkritik, andererseits auch mit der Haltung, die wichtige russische Autoren wie Turgenev oder Herzen den zuvor erwähnten Autoren gegenüber eingenommen haben; ein durchgängiges Anliegen ist Peter Drews auch die Aufnahme deutschsprachiger Autorinnen in Russland. Um das Jahr 1840 herum tritt dann Heinrich Heine als dritter deutscher Autor, der sich bis in die Gegenwart dauerhaft im russischen kulturellen Gedächtnis etablieren sollte, neben Goethe und Schiller, wobei die Aufnahme Heines und dessen postromantisch gebrochener Ironie vor dem Hintergrund der Erwartungshaltung von russischer Seite her, die sich nach wie vor an die (Spät-)Romantik und Autoren wie etwa Uhland und Rückert band, keinesfalls widerspruchsfrei verlief. Diese Abwehrhaltung betraf in ganz analoger Form auch die Repräsentanten des Jungen Deutschland, allen voran Ludwig Börne und Karl Gutzkow, denen die russische Kritik einen Mangel an gefestigten ethischen Standpunkten zum Vorwurf machte. Für diese Zeit lässt sich Drews zufolge auch ein neues Sensorium für die Spezifik einer österreichischen Literatur in Russland konstatieren, die sich vorrangig an Namen wie Lenau, Grün oder Halm festmachte.

In seiner Gesamtheit besticht dieser monographisch ausgerichtete erste Teil des Bandes durch eine umfassende Kenntnis der Quellen, die stets bibliographisch genau (teilweise sogar mit korrigierenden Angaben zur Paginierung) angeführt werden; dies betrifft dabei nicht nur die russischen, sondern auch die deutschen sowie jene französischen und englischen Darstellungen, die im Rahmen des Untersuchungszeitraums als Zwischenstufe im interkulturellen Kommunikationsprozess gedient haben. Daneben korrigiert bzw. ergänzt Peter Drews auch jene bibliographischen Grundlagenwerke, die ihm als Ausgangspunkt seiner eigenen Arbeit gedient haben; aus dieser Perspektive heraus wird man den vorliegenden Band sicher als vorbildlich bezeichnen können. Bedauerlicherweise hat diese an sich ja völlig legitime Orientierung an einer bibliographisch ausgerichteten Präsentation des Materials (besonders in den mit „Deutsche Autoren im Spiegel der russischen Publizistik" überschriebenen Kapiteln) passagenweise dazu geführt, dass auf eine Bewertung der referierten Quellen selbst sowie auf deren Positionierung im Feld der russischen Literatur von Seiten des Vf.s weitgehend verzichtet wird und sich das Material von daher eher additiv hintereinander gestellt als zu einer Synthese zusammengeführt findet. Dazu muss konstatiert werden, dass Drews bei seinem (slawistischen) Publikum implizit eine Vertrautheit auch mit zweit- und drittrangigen deutschsprachigen Autoren voraussetzt, die wohl sogar einige Germanisten fachlich überfordern würde.

Drews' abschließender Bemerkung, wonach sich im russischen Kulturbewusstsein auf längere Sicht hin lediglich Schiller, Goethe und Heine etablieren konnten (S. 185), kann in großen Zügen zugestimmt werden, auch wenn man aus österreichischer Perspektive heraus mit Abstrichen und mindestens bis zur Zeit der russischen Avantgarde wohl auch noch Nikolaus Lenau in dieser Auflistung berücksichtigen sollte − wichtige russische Autoren und Übersetzer wie Žukovskij, Michajlov, Pleščeev, Tjutčev, Apuchtin, Brjusov, Bal'mont, Lunačarskij und Pasternak könnten dafür als Beleg dienen (über die intertextuelle Einspielung eines Lenau-Mottos zu Bal'monts Gedichtband *Pod severnym nebom* bzw. zu Pasternaks wichtiger früher Sammlung *Sestra moja − žizn'* ergibt sich etwa eine unerwartete Klammer zwischen dem russischen Frühsymbolismus der 1890-er und der russischen Avantgarde der 1920-er Jahre). In diesem Zusammenhang soll auch der Umstand erwähnt werden, dass Drews' Untersuchung wertvolle Vorarbeiten für eine noch zu schreibende Darstellung der Rezeption österreichischer Vormärzdichtung in Russland bietet; zu denken wäre hier an den signifikanten Umstand, dass zahlreiche typische „minor poets" dieser Epoche wie Halm oder Zedlitz davon profitierten, von teilweise wesentlich prominenteren russischen Autoren übersetzt bzw. nachgedichtet zu werden − dies betrifft im Falle Halms Vasilij Žukovskij und bei Zedlitz zusätzlich sogar noch Michail Lermontov und Fedor Tjutčev. Aus Drews' Bibliographie ist nun zu erfahren, dass zu mehreren der hier relevanten Primärtexte, wie etwa zu Halms *Camoens* oder zu Zedlitz' *Nächtlicher Heerschau*, auch noch weitere zeitgenössische russische Übertragungen existieren, die einen Übersetzungsvergleich ermöglichen.

Die mehr als zweihundert Seiten starke, dem monographischen Teil der Arbeit nachgereihte Bibliographie der russischen Übertragungen deutscher Belletristik, in der sich die entsprechenden Angaben finden, ist alphabetisch nach den deutschsprachigen Autorinnen und Autoren gegliedert und berücksichtigt auch anonyme Werke, die sich gleich in der ersten Position aufgelistet finden. (Wahllos herausgegriffene) Namen wie Johann Marius von Babo, Friedrich Johannes Justin Bertuch oder Christian August Clodius, deren Werke ins Russische übertragen wurden, demonstrieren hier augenfällig, dass die synchronen interkulturellen Rezeptionsverläufe zwischen russischer und deutschsprachiger Literatur nur höchst mittelbar mit der späteren Konstruktion des deutschsprachigen literarischen Kanons in Relation stehen (wenn natürlich andererseits auch die elf bzw. zehn Seiten, die Goethe und Schiller für sich beanspruchen, die Dominanz ‚großer' Namen eindrucksvoll dokumentieren). Ein weiterer darauf folgender Index von nach deutschen Vorlagen übertragenen, ursprünglich aber nicht deutschen Werken sowie von irrtümlich als Übertragungen deutscher Belletristik angeführten Texten zeigt nochmals deutlich die bereits zuvor angesprochene enge Verflechtung deutscher,

französischer und englischer Quellen. Eine Auflistung der Übertragungen nicht ermittelter Vorlagen, ein Register der russischen Werktitel sowie ein Personenregister beschließen den insgesamt sauber gearbeiteten Band, mit dem Peter Drews einen weiteren wichtigen Baustein für die zukünftige Auseinandersetzung mit den deutsch-slawischen literarischen Wechselbeziehungen vorgelegt hat. Es ist dies eine Leistung, die angesichts des schieren Umfangs des gesichteten und aufgearbeiteten Materials, aber auch aufgrund der Akribie, die Vf. in all seinen diesbezüglichen Veröffentlichungen bislang an den Tag gelegt hat, großen Respekt abnötigt. Studien wie die hier referierte wird man wahrscheinlich auch jenseits zeitgebundener und rasch wechselnder methodologischer Ansätze auf längere Sicht hin mit Gewinn verwenden können.

Stefan Simonek
Institut für Slawistik der Universität Wien
Universitätscampus AAKH, Hof 3
Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
stefan.simonek@univie.ac.at

Ingrid Merchiers, Cultural Nationalism in the South Slav Habsburg Lands in the Early Nineteenth Century: the Scholarly Network of Jernej Kopitar (1780 – 1844). München (Verlag Otto Sagner) 2007, IX + 378 S.

Dem vorliegenden Werk von Ingrid Merchiers liegt ihre Doktorarbeit zum selben Thema zu Grunde. Merchiers' Arbeit bedeutet einen qualitativen Sprung in der Forschungsarbeit zu Jernej Kopitar, der seit 1808 in Wien lebte und dessen Wirken für die deutsch-österreichische, slowenische, serbische und europäische Wissenschafts- und Kulturgeschichte gleichermaßen relevant wurde. Diese Relevanz lässt sich an Hand zahlreicher wissenschaftlicher Monographien und Artikel aufzeigen, die seither in verschiedenen Ländern erschienen sind und die in Merchiers' Bibliographie im vorliegenden Buch exemplarisch aufgelistet werden. Der qualitative Sprung findet sich in den relevanten neuen Forschungsergebnissen und in einer Neupositionierung von Jernej Kopitar auf Grund einer neuen theoretischen und methodischen Herangehensweise, die im Rahmen des „Balkan Project" erarbeitet worden waren. Dieses so genannte „Balkan Project" mit dem offiziellen Titel „Cultural Nationalism in the Balkans during the Nineteenth Century: Scholarly and Intellecutal Institutions and Networks in a Multi-Ethnic Region" wurde vor einigen Jahren von Joep Leersen (Universität Amsterdam) ins Leben gerufen. Die Autorin des vorliegenden Buches legt in ihrer präzisen und detaillierten Einleitung dar, welche Forschungsfragen und -ziele sie sich gestellt hat, welche Struktur sie verfolgt und welche Theorien und Methoden sie zur Anwendung bringen will. Letztere basieren auf der Auffassung von Nationalismus und kulturellem Nationalismus, wie diese von Miroslav Hroch definiert werden, aber auch auf Auffassungen von Öffentlichkeit, wie sie Jürgen Habermas diskutiert, und auf Ideen Dan Sperbers.

Mit diesem theoretisch-methodischen Rahmen gelingt es der Autorin, Jernej Kopitars Persönlichkeit ebenso wie seine Errungenschaften auf dem Gebiet der Kulturgeschichte und Kulturwissenschaft in einem neuen und viel relevanteren Licht zu zeigen, als dies bisher der Fall gewesen war.

Ich möchte auf einige, in meinen Augen besonders wichtige, neue Einblicke und Erkenntnisse zur Persönlichkeit Jernej Kopitars hinweisen, mit denen Merchiers einen wichtigen Beitrag für ein besseres Verständnis und eine klarere Analyse der Intentionen, des Werks und des Umfangs der wissenschaftlichen Produktivität Jernej Kopitars leistet.

So bietet uns Merchiers im 2. Kapitel zu Leben und Werk Jernej Kopitars eine neue Analyse zur Persönlichkeit und zur Rolle von Baron Ziga Zois; sie arbeitet die Tatsache heraus, dass Zois bewusst die slowenische Nationalität seiner Mutter übernahm und er im Denken und Wollen Slowene war und deshalb alles nur erdenklich Mögliche unternahm, um die slowenische Sprache und Kultur im Geiste der Aufklärung auf eine höhere Stufe zu heben. Sein kultureller Nationalismus hatte ganz klare linguistische, philologische und literarische Inhalte und Ziele. Jernej Kopitar gehörte zum Kreis jener Mitarbeiter, die der Baron zu diesem Zwecke um sich versammelt hatte, und wurde mit Zois' Unterstützung nach Wien geschickt, wo er seine Ausbildung vollenden sollte.

Weiters zeigt Merchiers ganz klar auf, dass Kopitars internationale Korrespondenz und seine Beziehungen zu Wissenschaftlern in ganz Europa zu einem bewusst ausgearbeiteten Netzwerk gehörten, um in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit Europas die Idee einer slowenischen und südslawischen kulturellen Renaissance im Sinne der Hroch'schen Phase A zu propagieren. Ein anderes, dem breiten Publikum zugedachtes Gebiet seiner Arbeit (nach Habermas) war seine aufklärerische journalistische Tätigkeit im Sinne eines informellen Netzwerkes für die Slowenen und Südslawen der Habsburger Monarchie.

Von besonderer Bedeutung ist Merchiers' Analyse von Kopitars austroslawischem Konzept, das bis heute sehr oft als Austroslawismus im Sinne einer Konzession Kopitars an die deutsche Hegemonie der Habsburger Monarchie missinterpretiert wurde. Merchiers weist eine solche Fehlinterpretation klar zurück; auf Grund ihrer theoretischen Forschungsgrundlagen ergibt sich klar, dass die Monarchie als Staatswesen von einer slawischen Mehrheitsbevölkerung bewohnt wird und Wien ein Zentrum slawischer Kultur werden müsste. Das Lieblingsgasthaus Jernej Kopitars, der „Gasthof zum weißen Wolf" am Fleischmarkt in der Wiener Innenstadt, war der Treffpunkt der Slawen in Wien und ein öffentlicher Ort, wo die Fragen des „Austroslawismus" diskutiert und propagiert wurden.

Es ist auch wichtig und relevant festzustellen, dass die Autorin einen klaren Trennstrich zwischen dem Kopitar'schen Austroslawismus im Sinne der Hroch'schen Phase A und der politisch bedingten austroslawischen Ideologie des Jahres 1848 zieht; letztere war bereits politisch besetzt und gehört in die von Miroslav Hroch erarbeiteten Phasen B und C.

Merchiers' detaillierte Analyse der Inhalte von Kopitars Werk bringt auch klar ans Licht, dass sein Antagonismus zu Russland keineswegs ad personam antirussisch war, schließlich hatte er zahlreiche russische Korrespondenten, sondern eher Ausdruck der Angst vor einer zaristischen imperialen Expansion, die die kleineren slawischen Völker assimilieren hätte können.

Erfreulich ist die Rekonstruktion aller Stationen der Reise Kopitars nach Paris auf der Suche nach den requirierten Manuskripten und Büchern der k. k. Hofbibliothek von Wien. Die Autorin zeigt konkret Kopitars Professionalität und Kompetenz, seine diplomatische Geschicklichkeit und seine Hartnäckigkeit, mit der es ihm gelingen konnte, alle entführten Bestände der Hofbibliothek aufzufinden – auch jene, die wegen der Kriegswirren Paris nicht erreicht hatten und die er in Deutschland bzw. in Mailand orten konnte.

Eine sehr genaue Analyse widmet Mechiers der Beziehung zwischen Jernej Kopitar und Vuk Stefanović Karadžić und seiner Rolle als dessen Mentor. Dabei deckt sie eine große Anzahl von neuen Aspekten auf wie etwa die absolute Unterstützung Vuks, auch wenn dieser seinem Mentor nicht in allen dessen Ansichten folgte, insbesondere nicht in dessen austroslawischem Patriotismus.

Das Kapitel über die Beziehung zwischen Jernej Kopitar und Franz Miklosich zeigt einerseits, dass Miklosich Kopitars Ideenlinie und Entwicklung folgte, doch war er 33 Jahre jünger als Kopitar und realisierte dessen Ideen in zeitgemäßer Form. Die Institutionalisierung der Slawistik als Universitätsfach war ihm gelungen. Den Austroslawismus entwickelte er von der Phase A weiter zur Phase B und C, indem er 1848 das Manifest eines „Vereinigten Sloweniens" formulierte. Miklosich hat das Netzwerk der Korrespondenten erweitert und es zu

einem konkreten Netz von Informanten zu Sprache und Literatur und zur konkreten gemeinsamen wissenschaftlichen Zusammenarbeit ausgebaut. Was Kopitars pannonische Theorie von der Herkunft des Altkirchenslawischen betrifft, hat Merchiers übersehen, dass Miklosich sich klar von dieser distanziert hatte. In seiner Abhandlung „Altslovenische Formenlehre in Paradigmen mit Texten aus glagolitischen Quellen", Wien 1874, auf S. XXXII schreibt er: „Kopitar scheint die Sprache der pannonischen und karantanischen Slovenen für identisch gehalten zu haben, was ich jetzt nicht billige ..."[1] Ähnlich wird Miklosichs Terminologie „Altslovenisch" für heute „Altkirchenslawisch" und „Neuslovenisch" für die moderne slowenische Sprache falsch ausgelegt und als Argument für Miklosichs Anhängerschaft der Kopitar'schen pannonischen Theorie missbraucht.[2] Auch Martina Orožen kommt zu dem Schluss, dass Miklosich schon aus seiner soziolinguistischen Auffassung heraus eine andere Position als Kopitar vertreten hatte.[3]

Katja Sturm-Schnabl
Institut für Slawistik der Universität Wien
Universitätscampus AAKH, Hof 3
Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
katja.sturm-schnabl@univie.ac.at

Kiev e Leopoli: Il „testo" culturale, a cura di Maria Grazia Bartolini, Giovanna Brogi Bercoff (= Biblioteca di Studi Slavistici 4), Firenze (University Press) 2007, 244 S.

Dieser Sammelband, der die Materialien einer Konferenz in Mailand Anfang Februar 2007 enthält, besteht aus fünfzehn Beiträgen zumeist italischer Slavisten, die großteils in italienischer Sprache (ein Beitrag ist französisch, ein anderer englisch abgefasst) vorliegen. Im Vorwort betont Giovanna Brogi Bercoff, für die Erforschung der älteren ukrainischen Literatur bekannt und verdient, den notwendigen Zusammenhang zwischen dem „Kiever" und dem „Lemberger Text" der ukrainischen Kultur – beide sind gleich notwendig für ein Verständnis der ukrainischen Identität. Dieser These wird man problemlos zustimmen, man hätte

---

[1] Allerdings hatte sein Nachfolger, Vatroslav Jagić, noch in seiner Entstehungsgeschichte des Kirchenslawischen suggeriert, Miklosich habe die pannonische Theorie Kopitars bis zum Schluss vertreten. Dass dem nicht so war, wurde inzwischen bewiesen, vgl. dazu die Abhandlung: Katja Sturm-Schnabl, Sodobna naravnanost Miklošičevega dela in pojmovanja. Ob 150 letnici dunajske slavistike. In: Jezikovni zapiski. Glasilo Inštituta za slovenski jezik Frana Ramovša 10/2 (2004), 19–46.

[2] Nicht nur, dass sich Miklosich dazu klar geäußert hatte (siehe obgenannten Artikel), er beweist es durch seine großen, bis heute relevanten lexikographischen Werke, dem „Lexikon palaeoslovenico-graeco-latinum" (1862) und seinem „Etymologischen Wörterbuch der slavischen Sprachen" (1886). Bereits viel früher edierte er in derselben Nummer seiner Zeitschrift je ein slowenisches und ein altkirchenslawisches Sprachdenkmal jeweils aus dem 15. Jahrhundert unter den Titeln: Denkmal der neuslovenischen Sprache (Aus einer Handschrift des XV. Jahrh. in der k. k. Bibliothek zu Laibach), in: Slavische Bibliothek II 1858, 170–172 und „Die Altslovenischen Legenden vom heil. Wenzel", in: Slavische Bibliothek II 1858, 270–281.

[3] Martina Orožen, Fran Miklošič – raziskovalec slovanske obredne terminologije, in: Miklošičev zbornik. Kulturni forum Maribor 1991, 137–163.

aber auch gern gewusst, wie man denn den Begriff „Text“ in Bezug auf Stadt zu verstehen hat, auf welche Weise die sehr heterogenen Beiträge in diesem Band (aus Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte, Ethnographie, Politologie) sich zum „Text“ der Stadt fügen – diese im Titel implizierte Frage muss der Leser für sich selbst beantworten.

Der Band wird von einer eindrucksvollen Studie von Giovanna Siedina (Università di Verona) über den Einfluss von Horaz auf die Dichtung der Kiever Akadmie eröffnet („Il retaggio di Orazio nella poesie neolatina delle poetiche kieviane: alcuni modi della sua ricezione“, S. 11–36), wobei dieser anhand von zwei lateinischen Sammelbänden aus der poetischen Produktion der Akademie aus dem 17. Jhd. auf zwei Ebenen aufgezeigt wird: im eher konventionellen Zitieren Horazianischer Topoi und einer Imitation Horazianischer Muster. Besonders verdienstvoll an dieser Studie aber ist, dass die Verfasserin zeigt, dass Horaz z. T. auch über die Vermittlung eines deutschen neolateinischen, evangelischen Autors aus dem 16. Jhd. Jacobus Micyllus, in Kiev rezipiert wurde, was einen wertvollen Beitrag zur Frage der deutschen Einflüsse auf die Kiever Akademie darstellt. Auch der Verweis auf den „polnischen Horaz“, Maciej Kazimierz Sarbiewski, und dessen lateinische Dichtung ist hilfreich für das Verständnis des nächsten Umfelds der Kiever Schuldichtung und zeigt, wie gut die Verfasserin in der neolateinischen Literatur Ostmitteleuropas bewandert ist.

Der nächste Beitrag in diesem Band ist der Stadt Lemberg im 18. Jhd. und speziell einem Ereignis aus dem Leben der jüdischen Bevölkerung der Umgebung gewidmet. Daniel Tollet (Université de Paris IV – Sorbonne) geht in seinem Beitrag „La connaissance du judaïsme en Pologne dans l’œuvre de Gaudencjusz Pikulski, *La méchanceté des Juifs* (Lwów 1760)“ (S. 37–46) auf den Disput zwischen der jüdischen Sekte der Frankisten und den Talmudisten im Jahr 1759 in der Kathedrale von Lemberg sowie die anschließende, freiwillige Taufe von fast hundert Frankisten ebendort ein. Er rekonstruiert dieses Ereignis aus einer Reihe von Quellen, um dann aus dem ausführlichsten Bericht darüber, dem Buch des polnischen Bernhardinermönchs und Moraltheologen Gaudencjusz Pikulsi *Złość żydowska przeciwko Bogu i bliźniemu ... na objaśnienie Talmudystów* (Lwów 1760) die typische Einstellung des galizisch-volhynischen katholischen Klerus gegenüber den orthodoxen Juden zu rekonstruieren, denen die Argumente der Frankisten im Disput mit den Talmudisten (vor allem das des Ritualmords) zum Beweis für eine traditionell antisemitische Einstellung dienten. So interessant dieses wenig bekannte Ereignis ist, so wenig wird es in die Geschichte der Stadt Lemberg integriert – es wäre interessant zu erfahren, wie die jüdische Gemeinde von Lemberg auf dieses Ereignis reagiert hat, ob der Frankismus auch dort verbreitet war, mit welcher Seite des Disputes man sympatisierte – eine solche Verankerung im jüdischen „Text“ von Lemberg wird aber nicht unternommen.

Der nächste Beitrag von Kseniya Konstantynenko (Università di Venezia) greift ein Kapitel aus der Kunstgeschichte der Westukraine auf, das auch bedingt als Lemberger Phänomen bezeichnet werden kann, die Entwicklung der westukrainischen Ikone im 16. Jhd. („La vita artistica a Leopoli nel Seicento: L’arte delle icone“, S. 47–59). Die Verfasserin zeigt, dass die großen Umwälzungen im geistigen, kulturellen und künstlerischen Leben der Ukraine zwischen 1570 und 1630 in der Ikonenkunst zu keiner wirklichen „Renaissance“ geführt haben, dass die sog. „Lemberger Schule“, als deren wichtigste Beispiele die Ikonostasen der Paraskeva Pjatnyc’ja-Kirche und der Uspenie-Kathedrale in Lemberg gelten, nur sehr gemäßigt und peripher westliche Einflüsse aufnehmen, dabei aber den byzantinischen Grundlagen treu bleiben. Diese These ist nicht neu, die große „Verwestlichung“ der ukrainischen Ikone findet erst Ende des 17. und im 18. Jhd. statt. Die Stärke des Beitrag liegt in der ausführlichen Analyse der stilistischen Besonderheiten, die an vier Farbreproduktionen gut nachvollziehbar sind – besonders überzeugend im Hinblick auf die skizzierte These ist dabei das dritte Bild, eine Hodegitria aus L’viv aus dem späten 16. Jhd. (S. 58), die in eindrucksvoller Weise das zu illustrieren vermag, was die Verfasserin als typisch für die „Lemberger Schule“ herausstellt.

Im nächsten Beitrag legt eine der Herausgeberinnern, Maria Grazia Bartolini, eine sehr subtile Skovoroda-Studie vor („Kiev e la formazione culturale di Skovoroda", S. 61–75) und kommt damit zurück zum Kiever „Text" der ukrainischen Kultur. Die Verfasserin, die über Skovoroda auch schon ihre Magisterarbeit geschrieben hat, will dessen stärkere als üblicherweise angenommene Verwurzelung in der Tradition der Kiever Akademie, sowohl, was deren rationalistische, auf Leibniz und Wolff zurückgehende, wie auch deren spekulative, von Plato und dem Neuplatonismus herkommende Tradition betrifft, zeigen. Das unternimmt sie zunächst auf biographischer Ebene, über die Lehrer Skovorodas, die sowohl der einen als auch der anderen Richtung angehörten. Interessanter scheint die Argumentation im zweiten Teil des Beitrags, wo in einem Text Skovorodas Intertexte von V. Laševs'kyj und F. Prokopovyč nachgewiesen werden, deren Aufnahme nicht motivisch zu erklären ist, wohl aber als „Hommage" an zwei große Vertreter der Kiever Akademie, die zur Zeit der Entstehung von Skovorodas Text lange schon tot und z. T. auch vergessen waren.

Der nächste Beitrag, einmal mehr aus ethnographischer Perspektive, versucht eine Gemeinsamkeit im Kiever und Lemberger „Text" herauszustellen – die Bedeutung der armenischen Gemeinde in beiden Städten (Aldo Ferrari, Università di Venezia, *Le comunità armene di Leopoli e Kiev*, S. 77–86). Während die armenische Kolonie in Kiev mit Ende des 16. Jhds. verschwindet, erlebt die Lemberger Kolonie um diese Zeit ihre große Blüte. Den schwersten Schlag für die Lemberger armenische Gemeinde stellt laut Verfasser die Union der Armenischen mit Rom von 1634 dar – diese hätte zu einer großen Abwanderung geführt und – hier ist dem Autor sicher zuzustimmen – zu einem anderen Muster der Assimilation in den folgenden Jahrhunderten. Damit beschließt der Verfasser aber auch schon seine Darstellung der armenischen Gemeinde in Lemberg, um über deren reiches kulturelles Leben im 18. und 19. Jhd. kein Wort mehr zu verlieren, als ob es das nicht mehr gegeben hätte. Man kann dem zweiten ethnographischen Beitrag in diesem Band den Vorwurf, der dem ersten gegenüber geäußert wurde, nicht ganz ersparen: er kennt zwar die Geschichte der Gruppe, die er beschreibt, sehr gut, kennt aber die Geschichte der Stadt, deren armenische Kolonie er beschreibt, offenbar kaum. Sonst hätte er in der kurz nach 1600 entstandenen *Topographia Civitatis Leopolitanae ...* des Jan (Johann) Alnpek Interessantes zur Religion der Lemberger Armenier wie auch zu deren Sprache finden können („Sacra in Ecclesia nativo sermone peragunt, domi semper Tartarorum lingua utuntur" – gemeint ist hier nichts anderes als das, was der Verfasser mit „cosidetto armeno-kipchak" S. 81 – bezeichnet).

Mit den Beiträgen von Luca Bernardini und Bożena Myciek nähert sich der Band einem „Stadttext" im engeren Sinn – es geht in beiden Arbeiten um (polnischsprachige) Literatur über Lwów. Bernardini (Università di Milano) beschäftigt sich in seinem Beitrag „Leopoli è ovunque: alcune considerazione su *Due città* di Adam Zagajewski" (S. 87–98) mit dessen Essay *Dwa miasta* (1991), in dem der bekannte polnische Autor Lwów in der Stadt seiner Kindheit, Gliwice, erlebt. Bernardini nimmt diesen Aufsatz zum Anlass für Ausführungen zur Geschichte von Lwów, zur Thematik der „Kresy" in der polnischen Literatur, zur literarischen (Re-)Konstruktion von Städten, die einmal oder auch nie polnisch waren – all das zeigt die Vetrautheit des Verfassers mit Themen der polnischen Literatur- und Kulturgeschichte, die allerdings hinlänglich bekannt sind; auf eine Analyse des Textes von Zagajewski wartet man vergeblich, und auch dessen zweiter bekannter Lemberg Text, *Jechać do Lwowa* (1988), auf den in Titel der Arbeit angespielt wird („Leopoli è ovunque" – bei Zagajewski: „Lwów jest wszędzie"), wird im Text überhaupt nicht thematisiert, obwohl dieser lyrische Text zweifellos einen anderen Zugang zum Phänomen der Stadt Lwów geboten hätte als der genannte Essay. Bei den vielen Parallen und Vergleichen, die der Verfasser zwischen Zagajewski und Miłosz, Lwów und Wilno zieht, übersieht er wesentliche Unterschiede: Miłosz kennt die Stadt Wilno, die er als Erwachsener kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verlässt, aus eigener Erfahrung, Zagajewski hat Lwów als Säugling verlassen, er kennt diese Stadt nur aus den Erzählungen der Großeltern und Eltern. Der Vergleich von Lwów mit Wilno, aber auch mit Städten

wie Danzig und Breslau, deren deutsche Vergangenheit in der polnischen Literatur der letzten Jahre entdeckt wird, ist nicht neu – nur: Gliwice, die Stadt, die bei Zagajewski als Konterpart für Lwów fungiert, gehört nicht zu diesen Städten einer polnischen literarischen Vergangenheitsbewältigung. Es hätte mehr Sinn gemacht, anhand des Textes von Zagajewski sich darüber Gedanken zu machen, wie sehr die deutsche Vergangenheit von Gliwice (Gleiwitz) ein Pendant zur polnischen Vergangenheit von L'viv darstellt (was bei Zagajewski auch angesprochen wird), als etwa Marek Krajewskis Breslau-Krimis in diesen Kontext einzubringen (dazu müsste wohl ein anderer methodologischer Zugang gefunden werden als „ricordo" und „nostalgia" S. 90).

Noch weniger mag der Text von Bożena Myciek (Università di Venezia) „Il viaggio sentimentale di polacchi a Leopoli" zu überzeugen, einer der von den Seitenzahlen längsten (S. 99–124), von der Qualität aber schwächsten Beiträge. Auch seine Verfasserin beginnt mit einer Art kulturgeschichtlichem Abriss (Fakten, die jeder mit der Thematik Vertraute kennt), um dann nahtlos und unreflektiert in die Aufzählung von – literarisch transportierten – Stereotypen zu verfallen, wenn etwa auf S. 104 der Charakter der Lemberger beschrieben wird, in der Art, wie man vorher statistische Daten aus der Volkszählung (S. 101) geliefert hatte: „Le caratterisitche fondamentali degli abitanti di Leopilo erano quindi vivacità, intraprendenza, allegria, umorismo e così erano ricongnosciuti in tutta la Polonia" (S. 104). Auch wenn mit Witold Szolginia die Quelle für dieses durchaus übliche Stereotyp angegeben wird, hätte die Aufgabe einer wissenschaftlichen Beschreibung darin bestanden, zwischen Fakten und Mythen zu trennen, gegebenenfalls aber auch den Mythos durch Gegenbeispiele zu relativieren (Julian Stryjkowskis Roman *Czarna róża*, 1962, würde das Stereotyp vom ewig fröhlichen Lemberger entschieden widerlegen). Oder man hätte nach der Funktion solcher Mythen im Sinn von Roland Barthes' „Mythen des Alltags" gefragt und wäre dann im Fall des häufig (wenn auch nicht direkt, sondern nach ominösen Internet-Quellen) zitierten Kornel Makuszyński zu interessanten Einsichten gekommen – seine „ewig fröhlichen", rein polnischen Lemberger dienen dazu, um die Existenz anderer ethnischer Gruppen in der Stadt zu verschweigen (vgl. dessen Buch *Uśmiech Lwowa*, 1936). Abgesehen von diesen methodologischen Schwächen hat dieser Beitrag noch andere: die Verfasserin kennt ihr Material viel zu wenig, sie hat aus der Vielzahl der Lemberg-Bücher in polnischer Sprache (zumindest zwei Dutzend könnte man hier nennen) nur einige wenige gelesen, den großen Rest übernimmt sie aus sekundären Darstellungen. So findet man auf S. 101 ein Zitat des Kaisers Franz I. („Che lo facciano i polacchi ..."), das aus dem Band von Zbigniew Fras, *Galicja*, aus der populärwissenschaftlichen Serie *A to Polska własnie*, übernommen ist – ursprünglich stammt dieses Zitat aus *Historje Lwowskie* (1921) von Stanisław Wasylewski, der mit keinem Wort erwähnt wird. Joseph Roths berühmtes Diktum von der „Stadt der verwischten Grenzen" („la città delle frontiere svanite", S. 101) wird nach Stanisław Niceja zitiert, als ob es keine Übersetzungen der Roth'schen *Reise durch Galizien* gäbe; auch Zbigniew Herbert ergeht es nicht besser, vier Zeilen aus seinem Gedicht *Moje miasto* (1957) werden einmal mehr nach Niceja und in italienischer Übersetzung zitiert (S. 120), ohne dass auch nur der Titel dieses Gedichts genannt würde – man zweifelt, ob es die Verfasserin überhaupt zur Gänze kennt. Wenn die germanisierten Tschechen in Galizien als „precliczki" bezeichnet werden (S. 110), verliert die Verfasserin kein Wort darüber, dass diese Bezeichnung vom Titelhelden des Romans von Jan Lam, *Wielki świat Capowic* (1869) stammt, der aber nichts mit Lemberg zu tun hat (was sie der zitierten Quelle, einer fragwürdigen Kompilation unter dem Titel *Austriackie Gadanie czyli Encyklopedia galicyjska*, 1998) entnehmen können hätte). Betrachtet man die letzten zehn Seiten dieser Arbeit, dann wird überhaupt nur mehr Übernommenes (Lemberger Anekdoten) zitiert und paraphrasiert – man fragt sich einmal mehr, ob die Verfasserin überhaupt alles verstanden hat, was sie übernimmt (z. B. das Bonmot des Grafen Dzieduszycki: „Vecchio conte, vecchio frac – nuovo conte, nuovo frac", S. 115) – aus ihrem Kommentar wird das

nicht ersichtlich. Langer Rede kurzer Sinn – man hätte diesen Beitrag aufgrund seiner Qualität eigentlich nicht in den Band aufzunehmen brauchen.

Zu überzeugen vermag hingegen der nächste Beitrag von Oleksij Toločko (Akademie der Wissenschaften, Kiev), „Peripatic history: Russian Travellers to Kyiv in the Early Nineteen Century and how Ukraine's Past Was Forged" (S. 125–137), der Reiseberichte als Quelle für die Entwicklung von historischem Bewusstsein auswertet. Hier wird zum einen eine Reihe von z. T. wenig bekannten russischsprachigen Quellen aus dem 18. und frühen 19. Jhd. aufgearbeitet, zum anderen aber gezeigt, wie sich das Narrativ Kievs wandelt: vom Ort einer Pilgerreise, wo man Stätten der Orthodoxie, die auch für Russen ihre Bedeutung haben, besucht, zum Ort der großen, russischen Vergangenheit, seitdem mit den ersten archäologischen Ausgrabungen in den 1820er Jahren auch deren Spuren freigelegt wurden. So wird Kiev zur Stadt, wo „zwei Geschichten in eine verfließen" („Two histories into one", S. 135 f.) – genau das, was für Zagajewski in Gliwice geschieht – und wird das erweiterte Narrativ durch Reisen über Kiev hinaus auch auf die rechtsufrige Ukraine sowie die vom Osmanischen Reich erworbenen Steppengebiete ausgedehnt.

Im Unterschied zu Toločkos Arbeit, die methodologisch gut abgesichert ist (von Larry Wolffs These der „Erfindung" bestimmter Regionen bis zum „mental mapping"), verzichtet der folgende Beitrag von Giulia Lami (Università di Milano) auf ein solches theoretisches Konzept. „L'epopea di Kiev nella memorialistica dell' emigrazione russa" (1918–1920) (S. 139–164) illustriert die bewegte politische Geschichte Kievs zwischen 1918 und 1920 mit insgesamt siebenmaligem Machtwechsel anhand von russischsprachigen Berichten von Zeitzeugen (russischer und jüdischer Abstammung). Ausgangspunkt ist die Schilderung dieser Ereignisse in M. A. Bulgakovs Roman „Belaja gvardija" – und es zeigt sich, dass Bulgakovs Bericht, der zunächst in den Bereich der Fiktion gehört, von vielen Zeitgenossen bestätigt wird. Die Stärke dieser vorwiegend empirisch orientierten Arbeit liegt in der Fülle des Materials, das die Verfasserin zusammengetragen hat, und in ihrer guten Präsentation – es hilft das Bild einer bewegten Zeit zu rekonstruieren, das man so in Geschichtsbüchern nicht findet. Zu bedauern ist lediglich, dass alle Zitate in italienischer Übersetzung gebracht werden – das russische Original wäre in jedem Fall von Vorteil gewesen.

Ein interessanter, vergleichender Beitrag aus der Kunstgeschichte stammt von Ewa Anna Rybałt (Uniwersytet Marii Curie-Skłodowskiej, Lublin) und ist zwei neobyzantinischen Bauten in beiden Städten gewidmet, der Vladimir-Kathedrale in Kiev und der Preobražens'ka cerkva in L'viv („Il neobizantinismo tra Kiev e Leopoli. La cattedrale di San Vladimiro e la chiese della Transfigurazione", S. 165–173). Die Verfasserin zeigt, dass der eklektizistische Rückgriff auf die byzantinische Tradition in der zweiten Hälfte des 19. Jhds. in beiden Städten mit durchaus verschiedenen ideologischen Anliegen motiviert werden konnte: während in Kiev mit diesem Stil eine Anspielung auf Ravenna und die Latinizität als Gegengewicht zur Moskauer Ausprägung des Neobyzantinismus verbunden ist, kann die Lemberger Kirche im selben Stil als Ausdruck der Moskophilie ihrer ruthenischen Bauherren gelten.

Weniger gelungen scheint der Beitrag von Simona Merlo (Università Cattolica – Milano) zum Thema „Kiev cittá santa? Permanenze e discontinuità nella rappresentazione di un luogo-simbolo dell'ortodossia" (S. 175–185), der die Heiligkeit der Stadt zu einfach am Höhlen-Kloster festmacht. So sei diese auch mit den Restriktionen des Staats gegen die Kirche in den 1920er und 1930er Jahren so gut wie geschwunden, um mit der Wende von 1991 sich wieder bemerkbar zu machen. Hier wird Heiligkeit zu sehr als eine immanente, ontische Qualität aufgrund bestimmter Orte bzw. einer kultischen Praxis verstanden, ein weiteres Verständnis, das die Brüche in der Kirchengeschichte überwinden könnte, fehlt.

Was die Vorstellung von Kiev als „città santa" wirklich einschließt, wird aus dem nächsten Beitrag von Tamara Hundurova (Akademie der Wissenschaften, Kiev) „Kiev tra romanzo e romanza: La desacralizzazione del topos cittadino" (S. 187–196) deutlich, einem Beitrag, der sicher zu den besten in diesem Band gehört. Hundorova skizziert zunächst, ausgehend von

der Nestor-Chronik, den Mythos von der Heiligen Stadt Kiev, der wesentlich auf Vorstellungen aus der Apokalypse basiert, um dann zu zeigen, wie dieser Mythos im späten 18. und frühen 19. Jhd. zur „Stadt als Garten“ bzw. als „locus amoenus“ desakralisiert wird. Das Hauptgewicht der Untersuchung liegt aber auf der ironischen Umgestaltung dieses Mythos in der Moderne, die aus dem religiösen einen erotischen Subtext macht, dabei an ein- und dieselben Topoi aus dem Stadtbild anknüpft. Nun tritt die an N. Frye orientierte mythenkritische Methodik der Untersuchung zurück gegenüber einer gender-spezifischen, wenn die Verfasserin mit eindrucksvollen Interpretationen ausgewählter Werke von V. Pidmohyl'nyj, V. Vynnyčenko und V. Petrov-Domontovyč zeigt, wie die Stadt zum großen weiblichen Objekt männlicher Sehnsüchte wird. Wichtig aber für diese Transformation des ursprünglichen Mythos ist die in Kiev besonders gepflegte Romanze – wie Hundorva zeigt, stammt aus dieser Gattung das Inventar an Vorstellungen, das benutzt wird, um den Mythos vom heiligen Kiev zu deformieren.

Eher informativ ist der Beitrag von Eleonora Solovej (Akademie der Wissenschaften, Kiev) zur sog. „Kiever Schule“ („La poesia della 'Scuola di Kiev' coma accusa contro il sistema“, S. 197–203), der eine literaturgeschichtliche Lücke im „Kiever Text“ schließen will. Er verweist auf den gesellschaftspolitischen Hintergrund nach dem Tauwetter von 1956, die Repressionen, die das System gegen die Mitglieder dieser „Schule“ (Lyriker wie Mykola Vorobjov, Mychajlo Hryhoriv und Viktor Kordun) anwandte, die verspätete Rezeption in den 1980er Jahren und verwandte Geister außerhalb und in Kiev (Ihor Kalynec', Oleh Lyšeha). Vor allem aber versucht die Verfasserin deren Poetik zu charakterisieren, die sich durch einen rigorosen Bruch mit all dem Inventar, das in der offiziellen Dichtung verpflichtend war, auszeichnete. Eine solche Charakteristik trifft aber nicht nur auf die Vertreter der „Kiever Schule“ im engeren Sinn zu, sondern auch auf viele der „Šistdesjatnyky“ und „Visimdesjatnyky“, von denen die Verfasserin die Kiever Gruppe oft nur mangelhaft abgrenzt.

Die letzten beiden Beiträge des Bandes greifen eine neue Thematik auf – mit einer Art von spekulativer Politologie leistet Oxana Pachlovska (Università di Roma „La Sapientia“) einen Beitrag zum Identitätsdiskurs der Stadt Kiev, aber auch der ganzen Ukraine. In ihrem Aufsatz „Kiev nella revoluzione arancione e la crisi dell' ortodossia“ (S. 205–226) interpretiert sie die Orange Revolution von 2004 als Ausdruck einer spezifisch ukrainischen, durch die Jahrhunderte gewachsenen kulturellen Identität, die sich diametral zu einer russischen verhält. Das Engagement der Kirchen (alle ukrainischen Kirchen hätten sich für die Anliegen des „Majdan“ ausgesprochen, mit Ausnahme der Orthodoxie des Moskauer Patriarchats, die sich von obskuren Gegenkräften instrumentalisieren ließ) ist für die Verfasserin ein Hinweis, dass hinter den Ereignissen vom Jahresende 2004 ein „Kulturkonflikt“ (Huntingtons Thesen werden übernommen und modifziert) besonderer Art steht, eine Gespaltenheit „tra un' *identitá slavo-europea* ed una *slavo-asiatica*“ (S. 208), und schließlich zwischen einer „europäischen“ bzw „russisch-sowjetischen“ Ukraine („una *spaccatura tra un'Ucraina europea e un'Ucraina russo-sovietica*“, S. 210). Der Stadt Kiev kommt in dieser Auseinandersetzung eine besondere Bedeutung zu – im Kiever „Text“ nämlich liegt nach Meinung der Verfasserin jenes Potential, das für eine „europäische Ukraine“ spricht, und dieses wird am mittlerweile schon etwas abgenutzen Begriff der Multikulturalität festgemacht: „Kiev portatrice di una cultura ucraina snodo della multiculturalità dell'aerea“ (S. 219). Den historischen Argumenten, die Pachlovska in der Folge bis hin zur Orangen Revolution anführt, um die kulturellen Unterschiede zwischen der Ukraine und Russland zu erklären, wird man leicht zustimmen können, die Frage aber, wie weit sich das ukrainische Denken bisher zu dieser Multikulturalität bekannt hat bzw. wie man in einer historischen wie auch aktuellen Praxis damit umgegangen ist bzw. umgeht, stellt sich im Anschluss an die Lektüre dieses Beitrags mit Nachdruck.

Der letzte Beitrag des Bandes, „Kiev, Leopoli e Donec'k nel discorso politologico moderno: alcuni aspetti del regionalismo ucraino“ von Olena Ponomareva (Università di Roma „La Sapientia“) ist der kürzeste im ganzen Band (S. 227–235). Die Verfasserin postuliert zunächst

Donec'k als dritten Pol zwischen Kiev und L'viv, trägt einem solchen Konzept aber nur insofern Rechnung, als sie kurz die Ergebnisse einer unter Ja. Hrycak durchgeführten, vergleichenden Befragung in L'viv und Donec'k zitiert, die eine regionale Identität dort konstatiert, wo noch vor zehn Jahren eine sowjetische vorherrschte. Ansonsten aber beschränkt sich der Beitrag darauf zu zeigen, dass sich die Grenzen der Demokratie verschieben („La tendenza importante e determinante è *la mobilità del confine della democrazia*", S. 230), wobei dem Zentrum, Kiev, eine besondere Rolle zukommt. Diese These belegt die Verfasserin mit vier Diagrammen, die das Wählerverhalten bei den Präsidentenwahlen 1991, 1994 und 2004 sowie bei den Parlamentswahlen 2006 zeigen; zweifellos haben sich die – territorialen – Grenzen zwischen den Wählern, die 1994 Kravčuk und denen, die 2004 Juščenko gewählt haben, eindrucksvoll nach Osten verschoben – ob ein solches Wählerverhalten aber auch mit einem gesteigerten Demokratiebewusstsein gleichzusetzen ist, darüber mögen die Politologen entscheiden.

Alois Woldan
Institut für Slawistik der Universität Wien
Universitätscampus AAKH, Hof 3
Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
alois.woldan@univie.ac.at

Jaroslav Kolár, Sondy. Marginálie k historickému myšlení o české literatuře, Brno (Atlantis) 2007, 196 S.

Mit *Sondy. Marginálie k historickému myšlení o české literatuře* legt Jaroslav Kolár nach dem Band *Návraty bez konce. Studie k starší české literatuře* (1999 im selben Verlag erschienen) einen zweiten Band vor, in dem sein bisher großteils auf Fachzeitschriften und Sammelbände verstreutes Œuvre in übersichtlich zusammengefasster Form präsentiert wird.

Der 1929 geborene Autor publiziert seit den fünfziger Jahren, 1960 erschien seine Monographie *Česká zábavná próza 16. století a tzv. knížky lidového čtení*, in den siebziger und achtziger Jahren richtete Kolár seine Aufmerksamkeit auch auf Übersetzungen (z. B. Michail M. Bachtins *François Rabelais a lidová kultura středověku a renesance*, Aron J. Gurevičs *Kategorie středověké kultury* oder Dmitrij S. Lichačevs und Aleksandr M. Pančenkos *Smích staré Rusi*) sowie auf Editionen (z. B. Václav Hájeks *Kronika česká* oder Jan Amos Komenskýs *Labyrint světa a ráj srdce*). Dem deutschsprachigen Publikum ist Kolár besonders durch seinen Beitrag zu den *Studien zum Humanismus in den böhmischen Ländern* bekannt – der Humanismus stellt auch das Kerngebiet seiner Forschungstätigkeit dar.

Die vorliegende Publikation umfasst den enormen Zeitraum vom 14. bis ins 20. Jahrhundert; die Themen reichen von der Umgestaltung der Wenzelskrone im 14. Jh. bis zu Bohumil Hrabals erzählerischem Werk. Die insgesamt 24 Beiträge sind ihrem Inhalt nach chronologisch geordnet, sie haben einen Umfang von fünf bis zehn Seiten und wurden, bis auf einen Text, bereits andernorts publiziert – manche vor mehr als vierzig Jahren. Teilweise hat Kolár die Texte aktualisiert, teilweise hat er Hinweise auf seither erschienene Publikationen zum Thema eingefügt.

Umrahmt wird die Reihe der Beiträge von einer kurzen Einleitung und am Ende von einem Abkürzungsverzeichnis, einer Anmerkung zur Edition, einem Register der anonymen Werke und einem Namenregister sowie einer Bibliographie des Autors – es handelt sich um eine Fortsetzung und Ergänzung der von Lenka Jiroušková in *Návraty bez konce* bis zum Jahr 1999 erfassten Bibliographie, diesmal zusammengestellt von František Knopp bis Ende 2007.

Abschließend wird eine Auflistung aller Zeitschriften, Periodica und Sammelbände geboten, in denen sich Beiträge von Kolár befinden. Der Einband zeigt ein Bild von Hieronymus Bosch, nämlich „Das Steinschneiden".

Gleich in der Einleitung erklärt Kolár, warum er seine Studien Sonden nennt – er versteht darunter „zkusmé výzkumné kroky" (S. 9) – und hält dafür, dass auch Fragen zu scheinbaren Randproblemen bedeutenden Erkenntnisgewinn bringen können. Er beruft sich dabei auf Petr G. Bogatyrev, der etwa mit einem kurzen ethnographischen Artikel über den Weihnachtsbaum in der Ostslowakei einen Beweis für die Entstehung von agrarisch geprägten Riten traditionellen Typs auch in der Neuzeit geliefert hat.

In seiner ersten Sonde, „Prolegomena k sémantice svatováclavské koruny", untersucht Kolár die Semantik der Umgestaltung der Wenzelskrone in den Jahren zwischen 1374 und 1387 und stellt damit gleich zu Beginn klar, dass sein wissenschaftlicher Ansatz weit über die eigentlichen Grenzen der Literatur hinaus- und in komplexe kulturwissenschaftliche Zusammenhänge hineinreicht.

„K německému příbuzenství staročeské povídky o Bruncvíkovi" sucht nach dem Zusammenhang zwischen dem alttschechischen Bruncvík und Michel Wyssenherres *Von dem edeln hern von Brunecwigk als er über mer fuore*. Kolár neigt zur Ansicht, dass es sich um Paralleltexte handelt und folglich die Frage nach der zeitlichen Priorität der einen oder anderen nationalen Literatur keine angemessene, ja nachträglich und künstlich formulierte, anachronistische Frage ist. Er beruft sich dabei auf andere Beispiele (*Hra veselé Magdalény* und *Ludus Mariae Magdalenae in gaudio* oder *Mastičkář* und analoge Szenen in deutschsprachigen Passionsspielen) sowie auf Julius Feifaliks These, dass die westeuropäische mittelalterliche Literatur „wesentlich *eine* ist in ihren Anschauungen, in ihren Stoffen, in der Behandlung, nur modifiziert durch den speziellen Charakter der Nationen" (S. 19), endlich auch auf Ernst Robert Curtius' Vorstellung von einer einheitlichen westeuropäischen mittelalterlichen Literatur und Kultur.

Im Beitrag „Český básnický cyklus z 15. století a jeho varianty" geht es, wie so oft in der älteren Literatur, um das Verhältnis zwischen Wort und Musik, die Kolár mit Blick auf das Ganze und auf die damalige Funktion der Lyrik gelöst wissen will, die immer eine Koexistenz von Wort und Ton voraussetzte.

Schon der folgende Beitrag, „Poznámky k nejstaršímu českému překladu Historie české Eneáše Silvia" ist der Epoche des Humanismus – dem Hauptforschungsgebiet Kolárs – zuzuordnen. Er beschäftigt sich mit den Eigenheiten der Übersetzung dieses Textes von Jan Húska, der einerseits den Sprachusus seiner Heimatregion, des südlichen und südöstlichen Mähren, verwendete, andererseits nicht dem Sinne nach, sondern allzu oft wörtlich übersetzte. Erst sein Nachfolger, Mikuláš Konáč, wurde dieser Übersetzungsaufgabe voll gerecht.

In „Dva světy humanistického dialogu" belegt Kolár, dass auch der Vergleich zweier nicht auf den ersten Blick naheliegender Werke (*Dialogus in defensionem poetices* von Augustin Olomoucký und *Hádání o svátosti oltářní* von Václav Písecký) gewinnbringend sein kann: nachdem er sechs Gemeinsamkeiten nennt, arbeitet er vier grundlegende Unterschiede aus, die dafür verantwortlich sind, dass die beiden Autoren trotz ähnlicher Voraussetzungen ganz andere Ergebnisse erzielen.

„Trojí obhajoba milostné tematiky v literatuře u českých humanistů" widmet sich der Sphäre der Erotik in der humanistischen Literatur, die sich vor allem im Versuch verschiedener Autoren niederschlug, Boccaccio zu übersetzen. Im Beitrag „Pernštejnská literatura?" übt Kolár Kritik und Selbstkritik an der Unsitte, sich von wenigen Indizien zu rasch für eine Sache einnehmen zu lassen. Im konkreten Fall geht es um die Identifikation eines Autors, der sich als „Já Ludvík z Pernštýna najmladší" bezeichnet – dies könnte der jüngste Ludwig aus dem Geschlecht der Pernštejn sein, aber ebenso auch der jüngste Pernštejn, der eben Ludwig heißt.

Die „Poznámky k Tovačovského Hádání Pravdy a Lži" bringen vier Anmerkungen: zur Aktualisierung des 1467 entstandenen Textes im Jahre 1539, zu seinem Paratext, der auf ein

reifes kulturelles Bewusstsein schließen lässt, zur Frage nach der Funktion von Jan Cukrman z Rupršťorfu (als Herausgeber, Redakteur, Ersteller des Registers oder Ikonograph) und bezüglich des neuen Kontexts im 16. Jh.

„Novina v české literatuře 16. století" ist eine ausführliche Sonde in die Anfänge der Gattung zur Zeit des Konzils von Konstanz. Kolár fragt nach den typischen sprachlichen Mitteln der Novina, nach ihrer Beziehung zur restlichen literarischen Produktion der Zeit und nach der Wahrnehmung dieser Textsorte als eigenständiges Gebilde. Die Existenz von satirischen Nachrichten dient ihm als Beweis dafür, dass bereits ein Formbewusstsein entwickelt war: in der 2. Hälfte des 16. Jhs. ist die Nachricht Teil des Gattungssystems, seine Vitalität dauert aber nicht lange an. – Dieser Beitrag ist ein Paradebeispiel für Kolárs strukturalistischen Ansatz zur Literaturgeschichte.

In „Literární horizont českého měšťanstva na přelomu 16.-17. století" formuliert Kolár drei vorsichtige Thesen: der religiös-moralische Aspekt der schriftlichen Produktion ist keine oberflächliche, sondern eine ernst zu nehmende Angelegenheit; die Bedeutung des bürgerlichen kulturellen Horizonts ist nicht nur für die tschechische, sondern auch für ähnlich orientierte andere Nationalliteraturen wesentlich; der vorwiegend religiös-moralische Charakter der tschechischen Literatur dieser Epoche ist Ergebnis eines Drucks, den der kulturelle Horizont der bürgerlichen Leser auf die zeitgenössische Produktion ausübte. Zum vollständigen Beweis dieser Thesen schlägt Kolár eine vertiefte Forschung vor.

„Zločin v Roztokách roku 1590 a české kronikářství" entwickelt eine Typologie der tschechischen Geschichtsschreibung an der Wende vom 16. zum 17. Jh., „Paměti Řehoře Smrčky aneb Na okraj jednoho kronikářského záznamu" schenkt einem Eintrag über einen Schneesturm am 23. Mai 1602 Beachtung, aus dem hervorgeht, dass die Lebensrealität dreier Freunde, die diesen Schneesturm erlebten (Řehoř Smrčka, Sixt Palma und Šimon Lomnický) viel weniger von ihrer unterschiedlichen religiösen Zugehörigkeit geprägt war, als von ihren täglichen Erlebnissen und Gewohnheiten, auf welche die konfessionellen Antagonismen keinen Einfluss hatten.

Der Beitrag „Zápisky Marka Bydžovského z Florentina a Paprockého Diadochos" vergleicht zwei Versionen einer attraktiven Geschichte, die sachlich übereinstimmend, aber formal ganz anders dargeboten wird. Trotzdem vermutet Kolár einen Zusammenhang, der etwa darin bestehen könnte, dass Paprocký von Štelcar Želetavský übernommen und Bydžovský ebendiesen Štelcar weitergeführt haben könnte.

In „K periodizaci vývoje české kramářské písně" unterteilt Kolár die meistverbreitete Textgattung des 18. Jhs. in eine erste, eher religiös-moralisch erbauliche Phase seit der zweiten Hälfte des 17. Jhs., in der traditionelle Stoffe aufgegriffen werden, und in eine zweite Phase seit dem Ende des 18. Jhs., in der das wunderbare Element den aktuellen historischen Ereignissen weicht, die eine enge Verbindung zur Lebenswelt des Publikums herstellen.

„Klatovský a Hájek: ke vztahu historických pramenů a literatury" beschäftigt sich mit der Handschrift *Fundace aneb založení i vystavení města Klatov …*. Kolár weist nach, dass Hájeks *Kronika česká* als Vorlage gedient hat und dass diese Chronik, obwohl Kolár ihren literarischen Wert nicht sehr hoch schätzt, für die Bürger von Klatovy eine wichtige Rolle gespielt hat. Das Vorgehen Klatovskýs bestätigt für Kolár indirekt auch die Legitimität eines literaturwissenschaftlichen Zugangs zu narrativen historischen Quellen der älteren Zeit.

„Paradoxy spisu Pavla Stránského o českém státu" nennt sieben Paradoxa, beginnend beim Umstand, dass dieses herausragende Werk eines tschechischen Autors außerhalb des eigentlichen Kontexts der tschechischen Literatur entstand und primär auf die internationale Gemeinschaft der humanistischen Gelehrten gerichtet war, bis hin zu dem Umstand, dass das Werk eines Kämpfers für das ausschließliche Recht der tschechischen Sprache im eigenen Land in deutscher Fassung zugänglich wurde. Das letzte, siebente Paradoxon ist der Umstand, dass gerade seine vielfältigen Paradoxien dieses Werk in verschiedene Zusammenhänge einfügen und bis heute lebendig machen.

Mit „Skrytý fond české barokní poezie?“ wendet sich Kolár dem Barock zu. Als unentdeckte Fundgrube der tschechischen Barockdichtung, die – nach einer hohen Produktivität im 17. Jh. – während des 18. Jhs. zu stagnieren scheint, schlägt Kolár die Pastorale vor. Diese Gattung wurde in kleinen Städten und Dörfern gepflegt, gehört aber als Schöpfung von eduzierten Kantoren keineswegs in die Folklore.

Im nächsten Beitrag, „K úvahám o autorství Země dobré“ gesteht Kolár sein mäßiges Interesse an der Barockliteratur; die Suche nach dem Autor von *Země dobrá* interessiert ihn nur als methodologisches Problem: welche Komponenten helfen bei der Feststellung der Autorschaft? Kolár nennt drei wichtige Hilfen: die Lokalisierung des Denkmals, seine gattungsmäßige Zugehörigkeit und den Grund für die Anonymität. Anhand dieser Kriterien ergeben sich im konkreten Fall zwei mögliche Autoren – Václav Vítek oder Josef Bonaventura Pitr, wobei mehr Indizien für Pitr sprechen. Kolár regt zuletzt die Barockexperten generell an, mehr mit den Kategorien der Textgattung und -funktion zu arbeiten.

Die weiteren Beiträge des Sammelbands entstanden vermutlich aufgrund von persönlichen Interessen oder zufälligen Beobachtungen: „Tyl a Berlioz“ entlarvt den reisenden Musiker im *Strakonický dudák* als Hector Berlioz, „Julius Feifalik – kapitola z dějin české literární historie“ rehabilitiert eine Persönlichkeit, deren Beitrag zur Erforschung der tschechischen Literatur von den Zeitgenossen nicht ausreichend geschätzt wurde und die auch aus dem Bewusstsein der Nachwelt weitgehend verschwunden ist. Kolár gibt als Hauptverdienst Feifaliks die Übertragung germanistischer Themen und Methoden in die Slawistik sowie seine komparatistische und typologische Literaturbetrachtung an. Die Ablehnung Feifaliks durch die Nachwelt führt er auf dessen kritische Haltung zu den Handschriftenfälschungen zurück.

In „Poznámka k Wintrově kulturní historii“ würdigt Kolár Zikmund Winters literarisches Verfahren der Betonung des Details als ersten Versuch einer historischen Semiotik. „Epický čas Poláčkova Okresního města“ fragt nach der referentiellen Beziehung des Milieus, der Figuren und der Zeit des Textes, den Kolár als Schlüsselroman liest, aber auch als Struktur eines Kollektivs definiert, die das Muster der tschechischen Kleinstadt schlechthin widerspiegelt. Als Poláčeks eigentliches Thema macht er den Zerfall dieser Struktur nach dem Ersten Weltkrieg aus.

In „K využití tradičních literárních prvků v Drdových Českých pohádkách“ beschreibt Kolár, wie Drda traditionelle Figuren und Elemente des Märchens mit modernem Denken und psychologischer Motivation kombiniert. In diesem Beitrag sind einige sprachliche Formeln enthalten, die an seine Entstehungszeit, die frühen siebziger Jahre, erinnern (z. B. „ztrácejí svou útěšnou funkci, jakou měly v českých pohádkách feudální epochy“, S. 144, „Díky tomu se Drdovi podařilo organicky včlenit tradiční pohádku do současného stavu české socialistické literatury“, S. 147). Zuletzt widmet sich Kolár in „K poetice Hrabalova «světa naruby»“ inversen Phänomenen in Hrabals Erzählungen – die er mit Bachtin als groteske Bilder der ewigen Wandelbarkeit des Lebens interpretiert.

Am Schluss der Beitragsreihe findet sich schließlich der Nachdruck eines Interviews, das Naděžda Macurová mit Jaroslav Kolár 1995 für die Zeitschrift „Tvar“ geführt hat. Kolár berichtet darin als Zeitzeuge über den so genannten „Sklerokruh“: eine literaturtheoretisch interessierte Gruppe, die von Dezember 1975 bis Anfang 1990/91 inoffiziell existierte und auch jene Wissenschaftler integrierte, die durch die Normalisierung ihre Anstellung verloren hatten. Die Gruppe traf sich mehr oder weniger regelmäßig, meistens in der Wohnung von Jaroslav Kolár, pro Abend waren höchstens zwanzig bis dreißig Teilnehmer anwesend. Die Hauptfunktion dieser Treffen war es, so Kolár, die wissenschaftliche Kultur zu wahren und den persönlichen Zusammenhalt zu fördern. Die Bezeichnung als „bytová univerzita“ will Kolár nicht akzeptieren, weil es nicht um die Ausbildung von Studenten ging – wiewohl in den letzteren Jahren auch jüngere Generationen vertreten waren. Dem Interview sind – soweit rekonstruierbar – Listen über die im Sklerokruh diskutierten Themen und über die erarbeiteten Sammelbände angeschlossen.

Diese knappe Zusammenfassung der einzelnen Beiträge fügt dem Autor insofern Unrecht zu, als sie sein differenziertes Denken auf „handfeste Ergebnisse“ reduziert. Jaroslav Kolár erweist sich hingegen als sorgfältiger Wissenschaftler, der vorschnelle Urteile meidet und sich im Zweifelsfall auf vorsichtige Vermutungen oder gesicherte Teilerkenntnisse beschränkt, was an Formulierungen wie „nedělám si naději, že so to právě mně podaří […]“ (S. 52), „z mých poznámek lze odvodit tři předběžné teze“ (S. 72), „naše předběžné poznámky“ (S. 100) oder „je proto na místě formulovat je kondicionálně, v obecné rovině a s krajní opatrností“ (S. 115) sichtbar wird. Zum einen liegt diese Zurückhaltung an Kolárs Fach, der älteren tschechischen Literatur, in der oft keine endgültigen Ergebnisse postuliert werden können, zum anderen repräsentiert aber Kolár auch einen Wissenschaftlertyp, der weder sich selbst noch seine Thesen überschätzt. Auch an Humor mangelt es dem Autor nicht – wie das Umschlagbild von Bosch zeigt.

Humanistisch gebildete Persönlichkeiten wie Jaroslav Kolár fehlen in der neueren tschechischen und internationalen Literaturwissenschaft. Kolár ist auch einer der letzten authentischen Vertreter der Prager Schule: Literaturgeschichte versteht er als dynamische Struktur, in der jedes einzelne Element eine wesentliche Funktion erfüllt. In diesem Sinne ist auch die vorliegende Publikation von Sonden und Marginalien mehr als der bescheidene Titel andeutet, nämlich ein vollwertiger und wichtiger Beitrag zur Erforschung der tschechischen Literatur.

Gertraude Zand
Institut für Slawistik der Universität Wien
Universitätscampus AAKH, Hof 3
Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich
gertraude.zand@univie.ac.at